



Hoffnungsbarometer 2026

Hoffnung zwischen Sicherheit und Transformation

Ergebnisse für die Schweiz

Dr. Andreas M. Krafft

Januar 2026

In Zusammenarbeit mit

swissfuture

Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung
Société Suisse pour des études prospectives
Swiss Society for Futures Studies

Mit freundlicher Unterstützung der
Schweizerischen Akademie für Geistes-
und Sozialwissenschaften



SAGW
ASSH

Das Hoffnungsbarometer wird seit 2009 jährlich für das kommende Jahr in einer grossen Internet-Umfrage mit Unterstützung der 20-Minuten-Gruppe in der Deutschschweiz, der Romandie und der italienischen Schweiz erhoben. Beginnend in der Schweiz wird die Umfrage in Zusammenarbeit mit weiteren Universitäten auch in der Slowakei, Rumänien, Frankreich, Indien, Israel, Italien, Nigeria, Polen, Portugal, Spanien, Südafrika, Estland, Brasilien und Japan durchgeführt. In diesem Bericht werden die aktuellen Ergebnisse des Hoffnungsbarometers von November/Dezember 2025 in der Schweiz vorgestellt. Die Öffentlichkeit wurde in verschiedenen Bereichen befragt zu ihren Zukunftserwartungen, langfristigen gesellschaftlichen Zukunftsszenarien und Hoffnungen, wünschenswerten gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen sowie zu ihrer Haltung gegenüber dem Klimawandel.

Autor:

Dr. Andreas M. Krafft, Titularprofessor für Strategic Foresight am Institut für Systemisches Management und Public Governance der Universität St. Gallen sowie Co-Präsident von swissfuture

E-Mail: andreas.krafft@unisg.ch

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2026 by IMP-HSG Institut für Systemisches Management und Public Governance der Universität St.Gallen, Schweiz / swissfuture Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung

Jede Art der Vervielfältigung ohne Genehmigung ist unzulässig.

www.imp.unisg.ch, www.swissfuture.ch

Das Wichtigste in Kürze

Hoffungsbarometer Schweiz: Persönliche Hoffnung wiegt stärker als das Umfeld

Starkes Bedürfnis nach Sicherheit, Stabilität und Erhalt des Wohlstands

Gleichzeitig Wunsch nach Veränderung und Transformation

Hoffnung wird zur handlungsrelevanten Ressource und gibt Energie zum Durchhalten

Die Ergebnisse des Hoffungsbarometers 2026 führen zu folgenden Erkenntnissen:

- 1. Persönliche Zufriedenheit und Wohlbefinden, fragiles soziales Wohlbefinden:** Die Bevölkerung erlebt ihr persönliches Leben überwiegend als stabil und bewältigbar, während Politik, soziale Kohäsion und gesellschaftliche Entwicklung deutlich kritischer bewertet werden. Vertrauen, Zugehörigkeit und das Gefühl, gesellschaftlich wirksam zu sein, sind deutlich schwächer ausgeprägt als das persönliche Wohlbefinden.
- 2. Hoffnung bleibt hoch, aber unter Druck:** Die Mehrheit beschreibt sich als grundsätzlich hoffnungsvoll und im Alltag resilient. Über die Jahre hinweg deutet sich jedoch eine schleichende Erosion an, die langfristig die Bereitschaft zur Mitgestaltung schwächen kann.
- 3. Langfristiger Blick von Krisenbewältigung geprägt:** Für die Schweiz wird in den kommenden Jahrzehnten überwiegend eine sinkende Lebensqualität erwartet; global dominieren klar krisenhafte Szenarien. Die kommenden Jahrzehnte werden weniger als Aufbruch als vielmehr als Schadensbegrenzung verstanden.
- 4. Deutliche Diskrepanz zwischen Erwartung und Wunsch:** Als Kontrapunkt zu den pessimistischen Erwartungen wünschen sich viele eine nachhaltigere, kooperativere und sozial ausgewogenere Zukunft. Diese Lücke erklärt politische Erwartungen – sie kann als Energiequelle wirken, wenn attraktive Zielbilder greifbar werden.
- 5. Ambivalente Zukunftsbilder für die Schweiz:** Präferenzen zeigen ein starkes Bedürfnis nach Sicherheit und Risikobegrenzung, zugleich aber eine Zustimmung zu immateriellen Wohlstandszielen und langfristigen Visionen. Transformation wird bejaht, solange sie nicht als radikal und als Kontrollverlust erlebt wird. Obwohl nachhaltige Zukunftsbilder attraktiv erscheinen, kollidieren sie mit anderen Bedürfnissen wie Sicherheit, Stabilität und dem Erhalt des Wohlstands. Diese inneren Spannungen erklären, warum Zustimmung zu Zielen nicht automatisch in die Akzeptanz konkreter Massnahmen mündet.
- 6. Starkes Bedürfnis nach Tradition und Identität:** Viele Befragte betonen die Tradition, die nationale Identität und eine gewisse Leitkultur. Diese Orientierung wirkt stabilisierend, kann jedoch die Offenheit für tiefgreifenden Wandel und Diversität begrenzen.
- 7. Skepsis gegenüber starker staatlicher Umverteilung:** In der Zukunftsvorstellung vieler Menschen soll der Staat eher Rahmen setzen als aktiv umverteilen. Gleichzeitig variiert diese Haltung deutlich zwischen den Sprachregionen, was auf unterschiedliche gesellschaftliche Staatsverständnisse hinweist.
- 8. Wachstum verliert an normativer Dominanz:** Eine Mehrheit stellt das Primat des Wirtschaftswachstums infrage und misst immateriellen Wohlstandsdimensionen wie Lebensqualität, Sinn und sozialer Stabilität grössere Bedeutung bei. Dies markiert einen kulturellen Wandel in der Definition von Wohlstand.
- 9. Transformation ja – Sicherheitsverlust nein:** Trotz Zustimmung zu nachhaltigen Leitbildern und einem veränderten Verständnis von Wohlstand lehnt ein grosser Teil der Bevölkerung grundlegende Veränderungen im eigenen Lebensstil ab. Wunschbilder bleiben damit häufig abstrakt und werden nicht konsequent in persönliche Handlungsbereitschaft umgesetzt. Insgesamt zeigen

die Wunschbilder eine selektive Offenheit für Veränderung. Transformation wird unterstützt, solange sie nicht bedrohlich für bestehende Sicherheiten wahrgenommen wird.

10. Klimawandel - Skepsis gegenüber Institutionen, Vertrauen in sich selbst: Politischen Akteuren und teils auch Organisationen wird begrenzte Wirksamkeit zugeschrieben, während viele an ihre eigene Handlungsfähigkeit glauben. Unterstützt werden vor allem einfache, wenig einschneidende Umweltmassnahmen; tiefgreifende Veränderungen in Mobilität, Wohnen und Ernährung stossen auf Zurückhaltung. Das legt nahe, dass Politik eher über Anreize, Standards und Infrastruktur wirken muss als über Appelle.

11. Zukunft braucht Attraktivität und Kooperation: Die Transformation muss nicht nur „notwendig“, sondern auch positiv erzählbar sein, um breite Zustimmung zu mobilisieren. Dafür sind gemeinsame Leitbilder und kooperative Umsetzung (Staat, Wirtschaft, Zivilgesellschaft, Wissenschaft) entscheidend – insbesondere, um Vertrauen, Teilhabe und Kompromissfähigkeit zu stärken.

Inhaltsverzeichnis

1	Einführung.....	7
2	Zufriedenheit und Wohlbefinden	9
3	Erwartungen und persönliche Hoffnung an die Zukunft.....	14
4	Langfristige Zukunftserwartungen	18
4.1	Lebensqualität in 20 Jahren.....	18
4.2	Wahrscheinliche Zukunftsszenarien 2045.....	19
4.3	Wünschenswerte Zukunftsszenarien 2045	21
5	Wünschenswerte Entwicklungen und mögliche Spannungsfelder	24
6	Hoffnung und Klimawandel	32
6.1	Hoffnung und Vertrauen in Bezug auf den Klimawandel	32
6.2	Bereitschaft zu umweltschonendem Verhalten	38
7	Schlussfolgerungen und Fazit.....	40
8	Kennzahlen zur Struktur der Studie	41
9	Literaturverzeichnis	43
	Bücher zum Hoffnungsbarometer	44

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Zufriedenheit im Jahr 2025 nach Sprachregionen	9
Abb. 2: Persönliches und soziales Wohlbefinden im Zeitverlauf	11
Abb. 3: Persönliches Wohlbefinden – «Ich fühle mich glücklich»	11
Abb. 4: Soziales Wohlbefinden – «Ich habe etwas Wichtiges zur Gesellschaft beizutragen»	12
Abb. 5: Soziales Wohlbefinden – «Die Menschen sind grundsätzlich gut»	12
Abb. 6: Persönliches und soziales Wohlbefinden nach Altersgruppen	13
Abb. 7: Erwartungen für das Jahr 2026 nach Sprachregionen	14
Abb. 8: Hoffnungsfähigkeit in schwierigen Zeiten	15
Abb. 9: Hoffnungen überwiegend gegenüber Ängsten	15
Abb. 10: Hoffnungen gehen meistens in Erfüllung	16
Abb. 11: Persönliche Hoffnung im Jahresvergleich nach Sprachregionen	16
Abb. 12: Hoffnung nach Altersgruppen	17
Abb. 13: Erwartete Lebensqualität in der Schweiz in 20 Jahren	18
Abb. 14: Erwartete Lebensqualität in 20 Jahren nach Altersgruppen	19
Abb. 15: Wahrscheinliche Zukunftsszenarien in 20 Jahren	20
Abb. 16: Wahrscheinlichkeit einer blühenden Zukunft in 20 Jahren	21
Abb. 17: Wahrscheinlichkeit einer krisenhaften Zukunft in 20 Jahren	21
Abb. 18: Wünschenswerte Zukunftsszenarien in 20 Jahren	22
Abb. 19: Wünschenswertes Fortschrittsszenario in 20 Jahren	23
Abb. 20: Wünschenswertes Nachhaltigkeitsszenario in 20 Jahren	23
Abb. 21: Zukunftsentwicklungen und gesellschaftliche Spannungsfelder nach Sprachregionen	26
Abb. 22: Gesellschaftliches Spannungsfeld 1 – Kulturelle Diversität vs. Leitkultur	26
Abb. 23: Gesellschaftliches Spannungsfeld 2 – Starke vs. moderate Arbeitseinwanderung	27
Abb. 24: Gesellschaftliches Spannungsfeld 3 – Staatliche Eingriffe vs. Gestaltung von Rahmenbedingungen	27
Abb. 25: Gesellschaftliches Spannungsfeld 4 – Politische Steuerung vs. unternehmerische Freiheit	28
Abb. 26: Gesellschaftliches Spannungsfeld 5 – Vorreiterrolle im Klimaschutz vs. Standortwettbewerb	28
Abb. 27: Gesellschaftliches Spannungsfeld 6 – Private vs. öffentliche Nachrichtenmedien	29
Abb. 28: Gesellschaftliches Spannungsfeld 7 – Tradition und Sicherheit vs. Veränderungsbereitschaft	29
Abb. 29: Gesellschaftliches Spannungsfeld 8 – Grundlegende vs. moderate Lebensstiländerung	30
Abb. 30: Gesellschaftliches Spannungsfeld 9 – Wirtschaftswachstum vs. immaterielles Wohlbefinden	30
Abb. 31: Gesellschaftliches Spannungsfeld 10 – Langfristige Transformation vs. kurzfristige Problemlösung	31
Abb. 32: Klimawandel – Vertrauen in Forschung und technische Lösungen	33
Abb. 33: Klimawandel – Vertrauen in die Politik	33
Abb. 34: Klimawandel – Vertrauen in Umweltorganisationen	34
Abb. 35: Klimawandel – Vertrauen in das eigene Verhalten	34
Abb. 36: Klimawandel – Vertrauen in eigene Massnahmen	35
Abb. 37: Klimawandel – Gestiegenes Bewusstsein	35
Abb. 38: Klimawandel – Dringlichkeit zur Verantwortung	36
Abb. 39: Klimawandel – Positive Nachrichten in den Medien	36
Abb. 40: Klimawandel – Verleugnung der Bedeutsamkeit	37
Abb. 41: Klimawandel – Verleugnung des Problems	37
Abb. 42: Klimawandel – Verharmlosung des Problems	37
Abb. 43: Persönliche Massnahmen gegen den Klimawandel	39

I Einführung

Die Welt steht vor einer Phase tiefgreifender Umbrüche, die weit über einzelne Politikfelder hinausreichen. In den nächsten zwanzig Jahren werden sich demografische, gesellschaftliche und geopolitische Strukturen spürbar verschieben – mit Folgen für Wertvorstellungen, Solidaritäts- und Sicherungssysteme ebenso wie für Wertschöpfung, Berufsbilder, Arbeitsformen und Qualifikationsprofile. Parallel wächst die Einsicht, dass Wohlstand nicht allein über Einkommen, Konsum und Wachstum zu fassen ist, sondern auch über immaterielle Dimensionen wie Gesundheit, Zugehörigkeit, Sinn, Vertrauen und Zukunftsfähigkeit. In diesem Spannungsraum setzt das vorliegende Hoffnungsbarometer an: Es macht sichtbar, wie Menschen in der Schweiz ihre Gegenwart bewerten, welche Zukunft sie erwarten und welche Zukunft sie sich wünschen – und welche Widersprüche dabei entstehen.

Die Anforderungen an Nachhaltigkeit, Effizienz und technologischen Wandel verstärken den Veränderungsdruck zusätzlich. Viele etablierte Strukturen funktionieren zwar noch, doch sie werden immer häufiger als zu träge, zu wenig anschlussfähig oder schlicht unzureichend erlebt, um neue Bedürfnisse zu bedienen: Wie nutzen wir Ressourcen so, dass die Lebensqualität erhalten bleibt? Wie organisieren wir unser Leben und unsere soziale Absicherung in einer Wirtschaft, die sich technologisch rasant wandelt? Und wie können wir Fortschritt so gestalten, dass er nicht nur leistungsfähiger, sondern auch fairer und lebenswerter wird? Das Hoffnungsbarometer zeigt, dass diese Fragen nicht abstrakt sind, sondern direkt in die Alltagserfahrung der Bevölkerung hineinreichen – etwa dort, wo persönliche Stabilität auf gesellschaftliche Unsicherheit trifft.

Zentral ist dabei ein Grundkonflikt, der viele Debatten prägt: Wir müssen kurzfristig handeln, obwohl die Herausforderungen langfristig sind. Krisen verlangen schnelle Antworten, während Transformation Zeit, Geduld und gemeinsame Orientierung braucht. Diese Diskrepanz zwischen unmittelbarem Handlungsdruck und langfristigen Zielen erzeugt Reibung – politisch, wirtschaftlich und persönlich. Hinzu kommt ein weiterer Gegensatz: Der Wunsch nach Veränderung kollidiert oft mit dem Bedürfnis nach Sicherheit. In Zeiten, die zunehmend als „Polykrise“ wahrgenommen werden, wächst bei vielen – gerade auch bei Jüngeren – die Sehnsucht nach Stabilität. Wandel wird dann nicht als Chance, sondern als Bedrohung empfunden. Paradoxerweise ist gerade jetzt eine Transformation nötig, um künftige Risiken zu mindern und neue Perspektiven zu eröffnen.

An dieser Stelle wird „Hoffnung“ zu einem zentralen Schlüsselbegriff – nicht als naiver Optimismus, sondern als handlungsrelevante Ressource. In einem grundlegenden Verständnis lässt sich Hoffnung als menschliche Fähigkeit fassen, die drei Elemente verbindet: den Wunsch nach einer wertvollen Zukunft, die Überzeugung, dass deren Verwirklichung möglich ist (auch wenn sie unsicher und nicht zwingend wahrscheinlich ist), sowie ein Vertrauen darauf, dass interne oder externe Ressourcen zur Verfügung stehen oder entstehen können, um trotz Hindernissen und Rückschlägen voranzukommen. Aus dieser Kombination speist sich die Energie, zu handeln und durchzuhalten – abhängig davon, wie bedeutsam das gewünschte Ziel ist und wie stark Glaube und Vertrauen ausgeprägt sind.

Damit verbunden ist die Frage nach dem gesellschaftlichen Zusammenhalt. Je schneller und unübersichtlicher die Veränderungen verlaufen, desto stärker gerät das soziale „Wir“ unter Druck: Vertrauen sinkt, Zugehörigkeit bröckelt, die Bereitschaft zur Kooperation nimmt ab. Das Hoffnungsbarometer greift diese Dynamiken auf, indem es nicht nur die individuelle Lebenszufriedenheit, sondern auch soziale Indikatoren wie das Zugehörigkeitsgefühl und das Grundvertrauen berücksichtigt. So entsteht ein Bild davon, wie tragfähig das gesellschaftliche Fundament für die anstehenden Transformationsaufgaben ist. Für diese gesellschaftlichen Transformationen ist kollektive Hoffnung entscheidend: der geteilte Wunsch nach einer besseren Zukunft nicht nur für sich selbst, sondern für die gesamte Gemeinschaft und den Planeten; verbunden

mit der Überzeugung, dass eine solche Zukunft möglich ist, ohne garantiert zu sein; und getragen vom Vertrauen, dass Menschen trotz aktueller Spannungen zusammenarbeiten, sich gegenseitig unterstützen und gemeinsame Lösungen entwickeln können.

Besonders entscheidend ist ein Aspekt, der in Transformationsdebatten häufig unterschätzt wird: Die Zukunft braucht nicht nur Notwendigkeit, sondern auch Attraktivität. Der Übergang in ein „ungewisses Neues“ wird vielerorts primär als Abwehrkampf verstanden – als Versuch, Schaden zu begrenzen oder Katastrophen zu verhindern. Das ist rational nachvollziehbar und moralisch wichtig, doch es reicht selten aus, um eine breite Veränderungsbereitschaft zu mobilisieren. Menschen verändern Lebensstile, Routinen und Konsummuster eher dann, wenn sie ein positives Zukunftsbild vor Augen haben – eines, das nicht nur Verzicht bedeutet, sondern auch einen Zugewinn an Lebensqualität, Sinn und Gemeinschaft. Das Hoffnungsbarometer fragt deshalb indirekt auch: Wie kann (wieder) Freude an der Zukunft entstehen? Und wie lässt sich Hoffnung stärken, ohne die Realitäten zu beschönigen?

Aus diesen Fragen ergeben sich Spannungsfelder, die in der Schweiz besonders deutlich hervortreten. Viele wünschen sich nachhaltige gesellschaftliche und wirtschaftliche Erneuerung und erwarten vom Staat Orientierung, langfristige Visionen und Impulse. Gleichzeitig ist die Bereitschaft begrenzt, dem Staat weitreichende Eingriffskompetenzen zu übertragen. Auf individueller Ebene zeigt sich ein ähnliches Muster: Alternative Wohlstandsvorstellungen – jenseits des klassischen Wachstumsparadigmas – finden Zustimmung, doch tiefgreifende Veränderungen im eigenen Lebensstil und Konsumverhalten stossen oft auf Zurückhaltung. Stabilisierungstendenzen werden nicht selten durch Verlustängste verstärkt; die kurzfristige Krisenbewältigung gewinnt Vorrang, während die Transformationsbereitschaft gebremst wird. Gerade beim Klimaschutz kann eine geringe Akzeptanz veränderter Lebensstile dazu führen, dass eine Vorreiterrolle abgelehnt wird – obwohl gleichzeitig immaterielle, nachhaltige Wohlstandsziele befürwortet werden.

Das Hoffnungsbarometer versteht diese Ambivalenzen nicht als reine Widersprüche, sondern als Ausdruck realer Komplexität: Ungewissheit betrifft nicht nur einzelne Szenarien, sondern nahezu alle relevanten Kerndimensionen der Zukunftsgestaltung – von Wachstum und Wohlstand über Sicherheit und Freiheit bis hin zu Verantwortung und Zumutbarkeit. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, warum Transformation heute nicht allein eine technische oder politische Aufgabe ist, sondern auch eine kulturelle und soziale: Es geht darum, Gegensätze auszuhalten, unterschiedliche Wege offenzuhalten und neue Lösungen zu ermöglichen.

Genau hier wird Kooperation zum Schlüssel. Wenn Unternehmen, Start-ups, Behörden, Kommunen, zivilgesellschaftliche Organisationen, Verbände sowie Hochschulen und Forschungseinrichtungen sich über gemeinsame Leitbilder verbinden, können sie nicht nur Lösungen entwickeln, sondern auch deren Umsetzung und Verbreitung unterstützen. Das Hoffnungsbarometer liefert dafür die empirische Ausgangslage: Es beschreibt, wie die Bevölkerung fühlt, hofft, zweifelt und priorisiert – und schafft damit eine Grundlage, um die kommenden Jahre nicht nur zu verwalten, sondern bewusst zu gestalten.

2 Zufriedenheit und Wohlbefinden

Zu Beginn der Umfrage wurde erfragt, wie zufrieden die Bevölkerung im Jahr 2025 mit dem eigenen Leben sowie mit nationaler Politik, Wirtschaft und sozialen und ökologischen Themen ist. Zufriedenheit entsteht dann, wenn Menschen den Eindruck haben, dass ihre Erwartungen an das private Leben sowie an das Funktionieren von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft insgesamt erfüllt werden. Die Ergebnisse zeichnen ein klares Bild (Abb. 1): Die Zufriedenheit mit dem Privatleben fällt im Durchschnitt leicht positiv aus. Deutlich kritischer ist der Blick auf das öffentliche Geschehen. Am niedrigsten liegt die Zufriedenheit mit der nationalen Politik und den sozialen Themen, gefolgt von der Wirtschaft und den Umweltthemen. Zudem zeigen sich regionale Unterschiede: Personen in der Deutschschweiz sind – wie bereits in den Vorjahren – in allen Bereichen etwas zufriedener als Menschen in der französisch- und italienischsprachigen Schweiz.

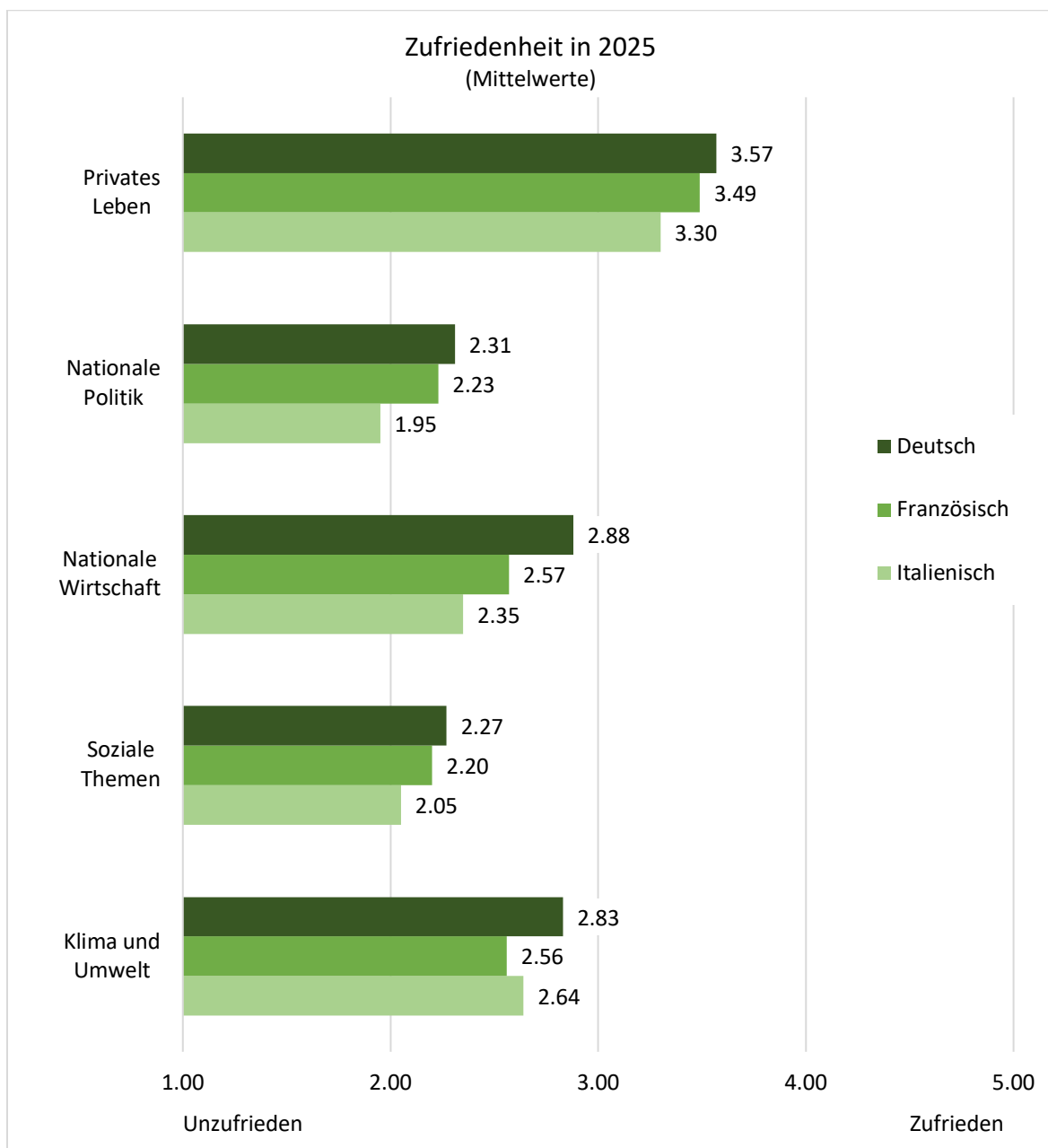


Abb. 1: Zufriedenheit im Jahr 2025 nach Sprachregionen

In diesem Zusammenhang befasst sich eine jährlich wiederkehrende Frage mit dem empfundenen persönlichen und sozialen Wohlbefinden der Menschen (Keyes, 2002). Zwar kann materieller Wohlstand das Wohlbefinden stärken, doch moderne Lebensstile können es auch schwächen. Persönliches Wohlbefinden beschreibt, wie stimmig und tragfähig sich das eigene Leben anfühlt. Dazu gehören positive Emotionen wie das Gefühl, glücklich zu sein, Interesse am Leben und allgemeine Zufriedenheit. Es umfasst auch Selbstakzeptanz und das Gefühl, Alltagspflichten bewältigen zu können, statt sich dauerhaft überfordert zu fühlen. Persönliches Wohlbefinden ist zudem beziehungsbezogen: Herzliche, vertrauensvolle Beziehungen geben Halt und Unterstützung. Es wächst durch herausfordernde Erfahrungen, an denen man reift, sowie durch Selbstsicherheit und die Fähigkeit, eigene Ideen äussern zu können, ohne von anderen angegriffen oder zurechtgewiesen zu werden. Zentral ist schliesslich das Gefühl von Sinn und Richtung im eigenen Leben.

Soziales Wohlbefinden beginnt dort, wo das „Ich“ in ein gesellschaftliches „Wir“ eingebettet ist. Menschen blühen auf, wenn sie sich zugehörig fühlen. Soziales Wohlbefinden beschreibt, wie Menschen ihre Beziehung zur Gemeinschaft und zur Gesellschaft erleben. Es zeigt sich darin, dass man das Gefühl hat, etwas Wichtiges zur Gemeinschaft beitragen zu können – sei es durch Arbeit, Engagement oder kleine alltägliche Handlungen. Dazu gehört ein stabiles Zugehörigkeitsgefühl, etwa zu einer Gruppe, einem Verein oder der Nachbarschaft. Sozial fühlt man sich wohl, wenn man glaubt, dass sich die Gesellschaft insgesamt positiv und fair weiterentwickelt und die Zukunftschancen für alle wachsen. Entscheidend ist ausserdem, ob eine Gesellschaft ein glaubwürdiges, positives Zukunftsbild bieten kann. Ein weiteres Merkmal ist das Grundvertrauen: die Annahme, dass Menschen im Kern gut sind. Schliesslich spielt gesellschaftliche Sinnhaftigkeit eine Rolle – nämlich darin, dass es Sinn ergibt, wie die Gesellschaft funktioniert.

Persönliches und soziales Wohlbefinden hängen eng zusammen: Das persönliche Wohlbefinden entfaltet sich leichter in einem Umfeld, das trägt – und ein tragfähiges Umfeld entsteht eher, wenn man gemeinsame Werte teilt.

Die aktuellen Befragungsdaten zeichnen für die Schweiz ein zweigeteiltes Bild: Das persönliche Wohlbefinden bleibt im Durchschnitt moderat bis hoch und hat sich in den letzten zwei Jahren leicht verbessert (Abb. 2). Menschen berichten also überwiegend von einem stabilen persönlichen Wohlbefinden – von Zufriedenheit, Interesse am Leben und dem Gefühl, den Alltag bewältigen zu können. Gleichzeitig ergibt sich ein kritischeres Bild, wenn die gesellschaftliche Perspektive einbezogen wird: Das soziale Wohlbefinden fällt deutlich tiefer aus als das persönliche.

Auffällig ist die Entwicklung im Laufe der Zeit. Zwischen 2020 und 2023 verschlechterte sich das persönliche Wohlbefinden kontinuierlich, bevor 2024 und besonders 2025 eine Verbesserung sichtbar wurde. Das soziale Wohlbefinden verringerte sich zwischen 2019 und 2024 leicht und stieg 2025 deutlich. Eine plausible Deutung könnte sein: In einer Phase internationaler Krisen und Konflikte gilt die Schweiz als vergleichsweise stabiles und sicheres Land – ein Ort, der in unsicheren Zeiten ein gewisses Mass an Geborgenheit vermittelt. Trotzdem bleiben die grossen Fragen nach dem Vertrauen und den Zukunftsaussichten bestehen.

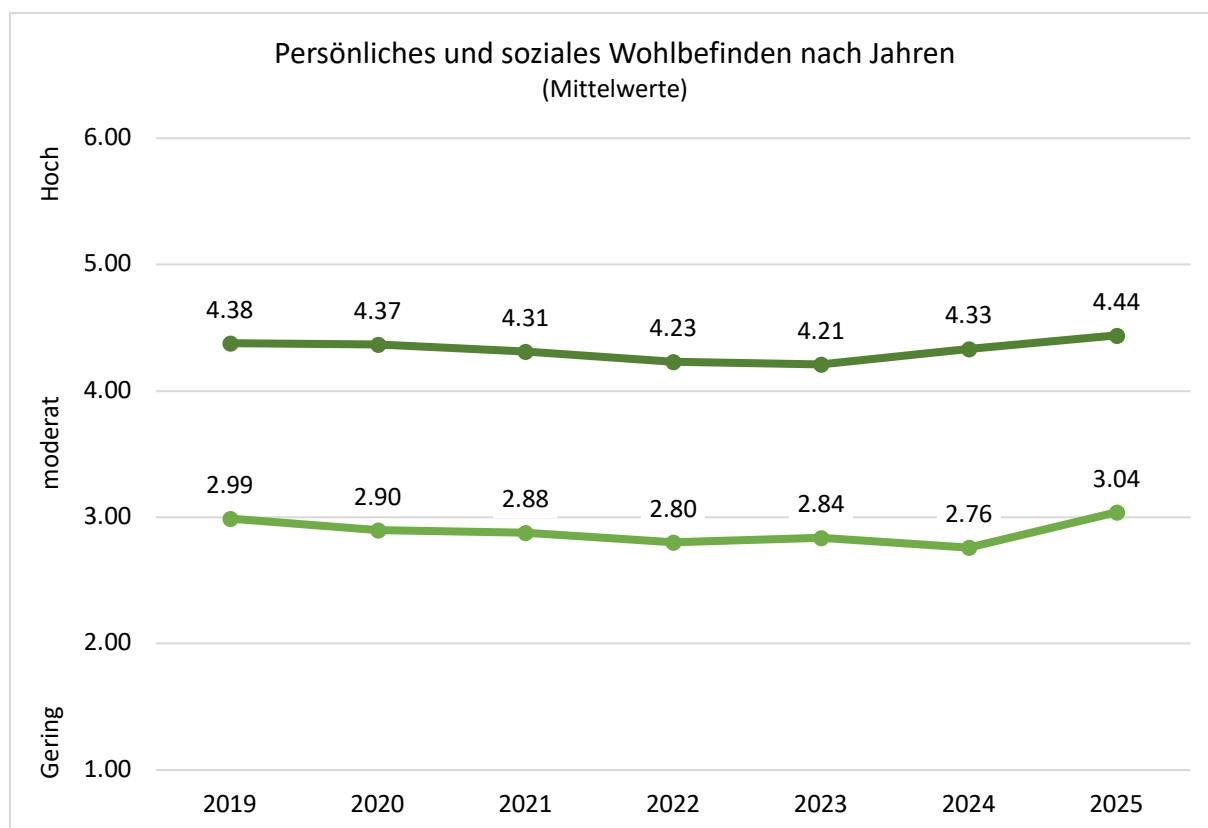


Abb. 2: Persönliches und soziales Wohlbefinden im Zeitverlauf

Ein Blick auf einzelne Indikatoren unterstreicht diese Unterschiede. Rund 52 % der Menschen in der Schweiz geben an, ziemlich bis sehr glücklich zu sein (Abb. 3). Demgegenüber stehen 14 %, die wenig oder überhaupt nicht glücklich sind, sowie 11 %, die sich nur etwas glücklich fühlen. Das bedeutet: Ein Grossteil der Bevölkerung kommt grundsätzlich gut zurecht – aber ein Viertel bleibt emotional deutlich unter dem Durchschnitt.

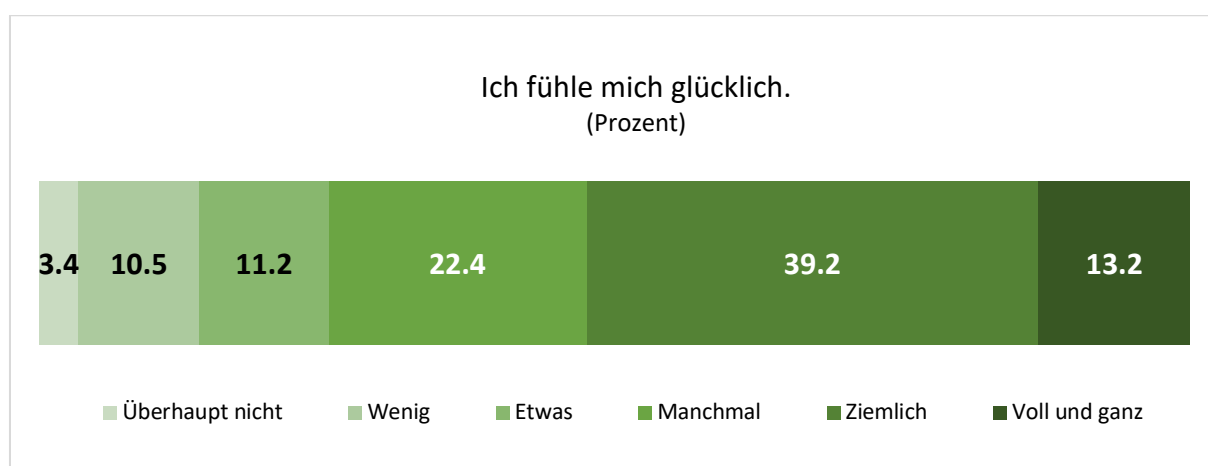


Abb. 3: Persönliches Wohlbefinden – «Ich fühle mich glücklich»

Noch deutlicher werden die Abstände in den Einschätzungen zum sozialen Wohlbefinden: Etwas mehr als ein Drittel empfindet, ziemlich bis sehr viel zur Gesellschaft beitragen zu können (Abb. 4). Ein

weiteres Drittel sieht den eigenen Beitrag dagegen als gering oder nicht vorhanden an, und ein weiteres Drittel ordnet sich im Mittelfeld ein („etwas“ oder „manchmal“). Menschen, die sich als wenig wirksam erleben, ziehen sich eher zurück – und verlieren dabei genau jene Verbindung, die soziale Zugehörigkeit stärkt.

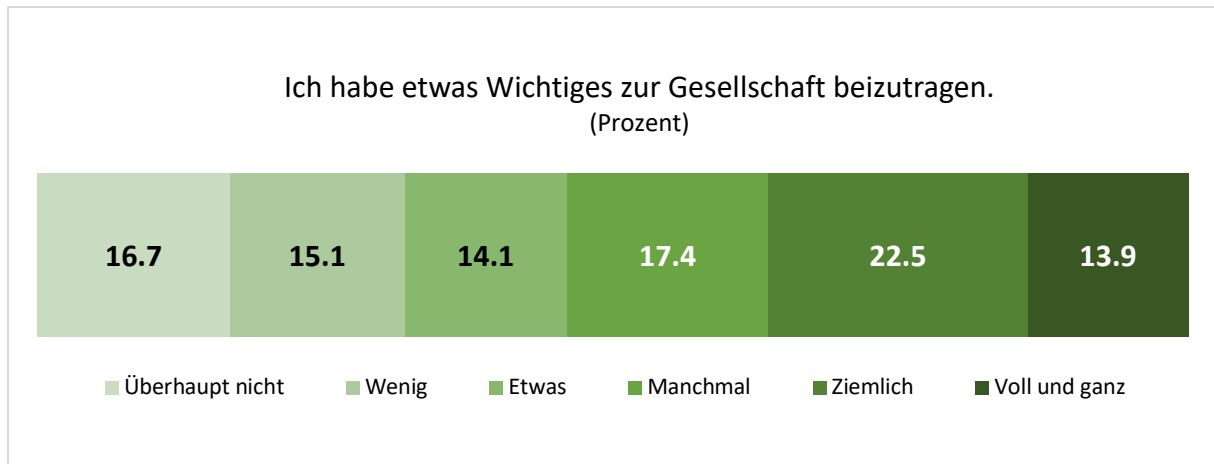


Abb. 4: Soziales Wohlbefinden – «Ich habe etwas Wichtiges zur Gesellschaft beizutragen»

Besonders ernüchternd sind die Daten zum Vertrauen: Der Aussage «Menschen seien grundsätzlich gut» stimmen nur etwas mehr als 20 % ziemlich bis voll und ganz zu. Knapp 47 % stimmen wenig oder gar nicht zu (Abb. 5). Das signalisiert ein niedriges Grundvertrauen – ein zentraler Baustoff für Kooperation, Solidarität und die Bereitschaft, sich gesellschaftlich einzubringen.

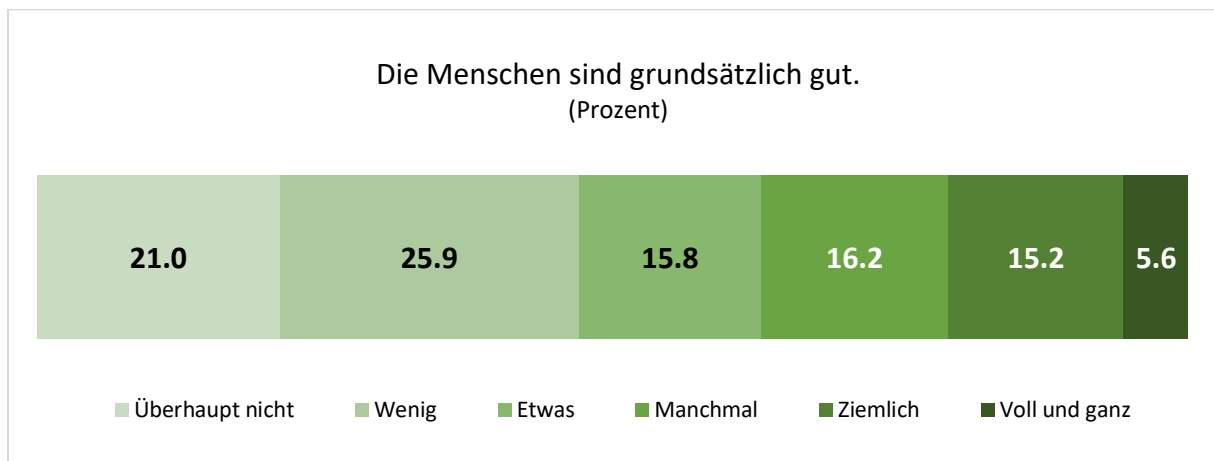


Abb. 5: Soziales Wohlbefinden – «Die Menschen sind grundsätzlich gut»

Der Altersvergleich liefert schliesslich einen klaren Trend (Abb. 6): Sowohl persönliches als auch soziales Wohlbefinden steigen mit dem Alter kontinuierlich. Junge Menschen fühlen sich insgesamt weniger wohl: Sie berichten seltener von Glück und Zufriedenheit, sehen weniger Sinn in ihren Aufgaben und begegnen der Gesellschaft und den Mitmenschen mit mehr Misstrauen. Wer Wohlbefinden stärken will, muss nicht nur individuelle Ressourcen fördern – sondern auch Vertrauen, Teilhabe und Zukunftsperspektiven im sozialen Umfeld ermöglichen.

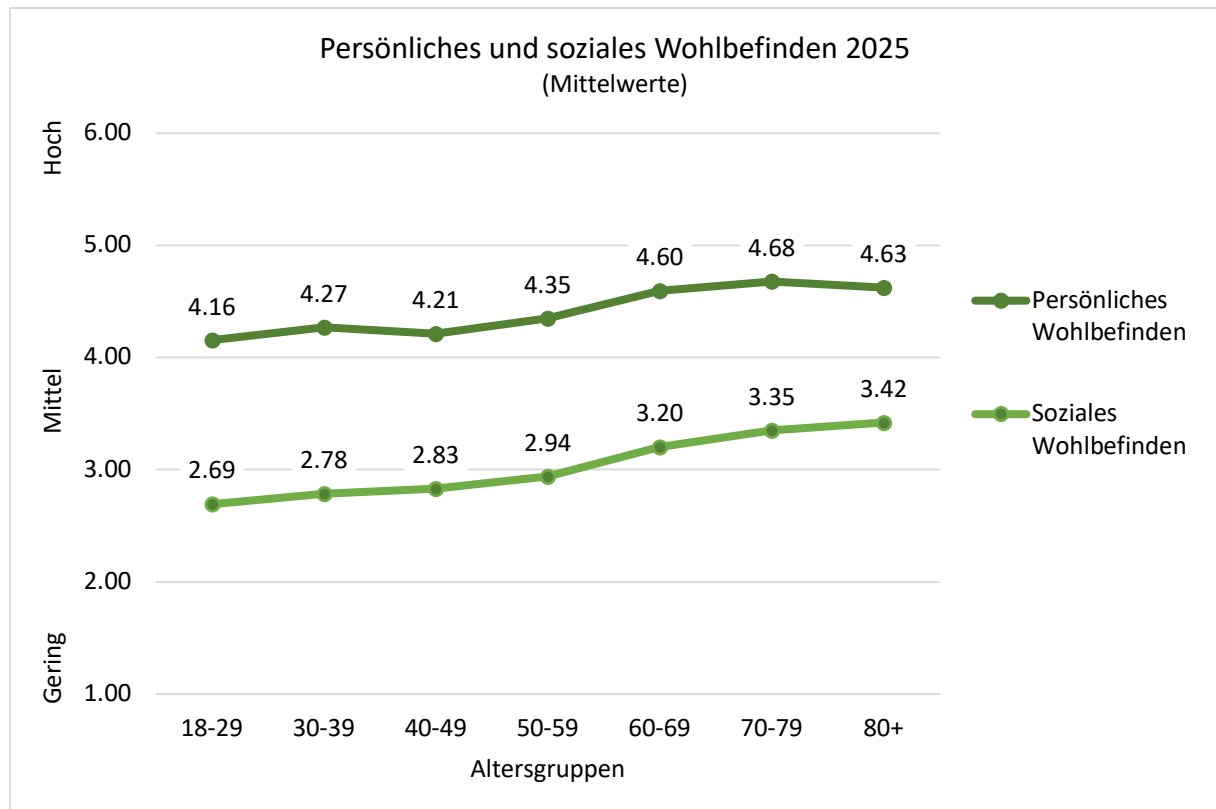


Abb. 6: Persönliches und soziales Wohlbefinden nach Altersgruppen

Zusammengefasst: Mit dem eigenen Privatleben ist die Bevölkerung im Durchschnitt leicht positiv zufrieden, deutlich kritischer bewertet sie die nationale Politik und soziale Themen, gefolgt von Wirtschaft und Umwelt. In der Deutschschweiz ist die Zufriedenheit in allen Bereichen etwas höher als in der französisch- und italienischsprachigen Schweiz. Zufriedenheit entsteht, wenn Menschen den Eindruck haben, dass Erwartungen an das private Leben sowie an Politik, Wirtschaft und Gesellschaft insgesamt erfüllt werden.

In der Psychologie wird zwischen Wohlstand und persönlichem sowie sozialem Wohlbefinden unterschieden. Persönliches Wohlbefinden umfasst positive Gefühle, Interesse am Leben, Selbstakzeptanz, das Bewältigen von Alltagspflichten, tragfähige Beziehungen sowie Sinn und Richtung im eigenen Leben. Soziales Wohlbefinden beschreibt Zugehörigkeit, das Gefühl, zur Gemeinschaft beitragen zu können, Vertrauen in Mitmenschen, Fairness sowie ein glaubwürdiges Zukunftsbild der Gesellschaft.

Aktuell wird das persönliche Wohlbefinden als moderat bis hoch empfunden und es hat sich in den letzten Jahren leicht verbessert. Das soziale Wohlbefinden liegt deutlich tiefer, zeigt jedoch jüngst eine Erholung. Besonders auffällig sind geringes Grundvertrauen und Unterschiede in der erlebten gesellschaftlichen Teilnahme. Mit zunehmendem Alter steigt das Wohlbefinden; junge Menschen berichten häufiger von Unsicherheit, von weniger Sinn und von mehr Misstrauen.

3 Erwartungen und persönliche Hoffnung an die Zukunft

In einem nächsten Schritt wurden die Erwartungen für das Jahr 2026 sowie das aktuelle Hoffnungsempfinden erhoben.

Wie bereits in den vergangenen Jahren zeigt die aktuelle Erhebung ein gespaltenes Bild zu den Erwartungen für 2026 (Abb. 7): Während die Mehrheit der Bevölkerung (rund 60 %) für ihr persönliches Leben moderat bis sehr optimistisch ist und weitere 20 % eine neutrale Haltung einnehmen, überwiegen bei gesellschaftlich relevanten Themen pessimistische Prognosen.

Besonders ausgeprägt ist der Pessimismus hinsichtlich sozialer Herausforderungen, des globalen Friedens und der politischen Aussichten. Überraschenderweise bewerten die Befragten die Klima- und Umweltentwicklung weniger negativ. Es ist zu vermuten, dass soziale und politische Probleme als akuter wahrgenommen werden und die Menschen unmittelbarer betreffen als die langfristige Klima- und Umweltthematik.

Signifikante regionale Unterschiede zeigen sich zwischen den Sprachregionen: Die Deutschschweizer Bevölkerung blickt sowohl auf ihr Privatleben als auch auf die nationale Wirtschaftsentwicklung etwas optimistischer als die französisch- und italienischsprachigen Landesteile.

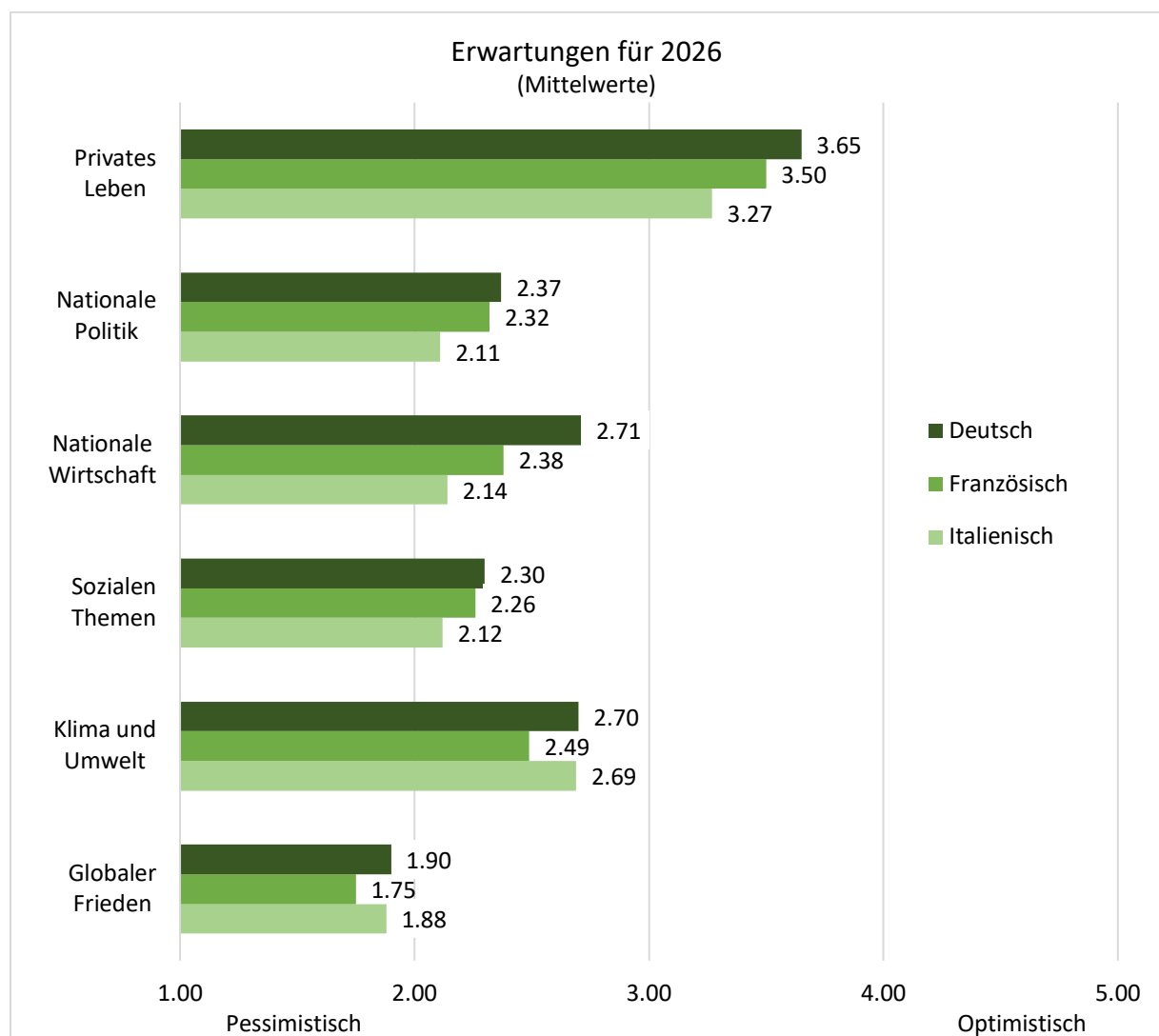


Abb. 7: Erwartungen für das Jahr 2026 nach Sprachregionen

Hoffnung lässt sich im Kern als eine menschliche Fähigkeit verstehen, die aus drei Elementen entsteht: dem Wunsch nach einer wertvollen Zukunft, der Überzeugung, dass diese Zukunft grundsätzlich erreichbar ist – auch wenn der Ausgang ungewiss und nicht zwingend wahrscheinlich bleibt – und dem Vertrauen, dass innere oder äussere Ressourcen verfügbar sind, die zur Verwirklichung beitragen können, gerade dann, wenn Hindernisse oder Rückschläge auftreten (Krafft et al., 2023). Aus dieser Verbindung speisen sich Handlungswille und Durchhaltevermögen: Je bedeutsamer das erhoffte Gut ist und je stärker Glaube und Vertrauen ausgeprägt sind, desto eher entsteht die Kraft, dranzubleiben.

Dabei kann Hoffnung unterschiedliche Formen annehmen. Spezifische Hoffnungen richten sich auf konkrete Ergebnisse – ein Ziel, ein Ereignis oder eine bestimmte Lebenslage. Grundlegende Hoffnung ist hingegen weiter gefasst: Sie zielt insgesamt auf ein gutes Leben. Oft beruht sie auf allgemeinem Vertrauen in die Welt oder auf der Überzeugung, dass es „im Ganzen“ gut werden kann – getragen von Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten und in die Hilfsbereitschaft anderer Menschen.

Aufgrund der eher positiven persönlichen Zukunftsperspektiven sind die meisten Menschen grundsätzlich hoffnungsvoll (Krafft et al., 2017). Dies zeigt sich darin, dass drei Viertel der Befragten auch in schwierigen Zeiten hoffnungsvoll bleiben können (Abb. 8). Die Hoffnungen überwiegen in ihrem Leben die Ängste (Abb. 9). Dies, obwohl nur bei zwei Dritteln ihre Hoffnungen meist in Erfüllung gehen (Abb. 10).

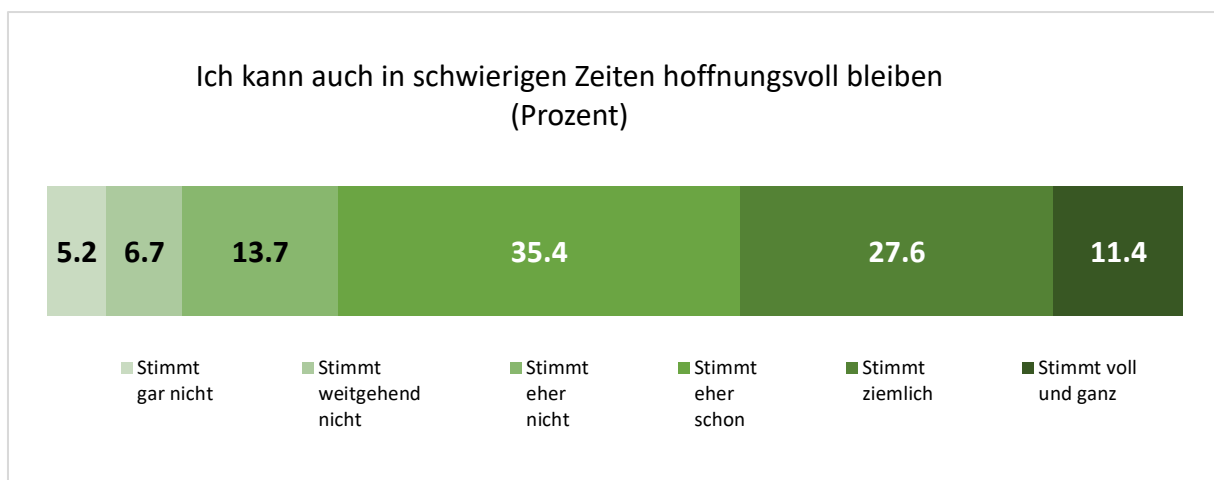


Abb. 8: Hoffnungsfähigkeit in schwierigen Zeiten

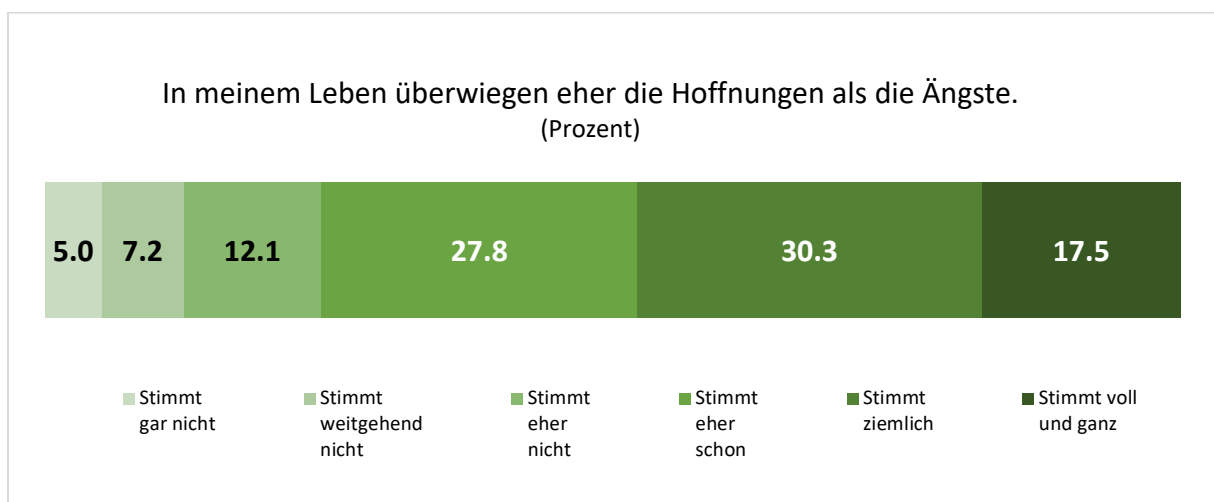


Abb. 9: Hoffnungen überwiegend gegenüber Ängsten

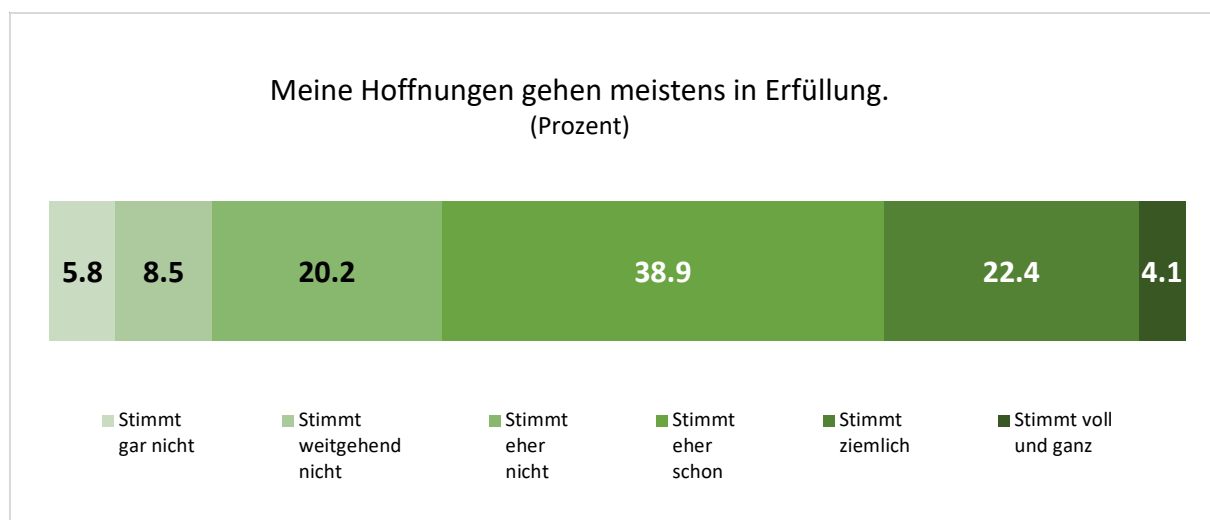


Abb. 10: Hoffnungen gehen meistens in Erfüllung

Ein Blick auf das Hoffnungsniveau der letzten sieben Jahre zeigt ein insgesamt moderates bis hohes, jedoch sinkendes Niveau – insbesondere in der deutsch- und italienischsprachigen Schweiz, wo sich der Rückgang kontinuierlich fortgesetzt hat (Abb. 11). In der französischsprachigen Schweiz zeichnet sich dagegen seit zwei Jahren eine leichte Erholung ab, nachdem auch dort zwischen 2020 und 2023 ein Rückgang zu beobachten war. Der anhaltend negative Trend deutet darauf hin, dass pessimistische gesellschaftliche Zukunftserwartungen das persönliche Hoffnungsempfinden langfristig mitprägen.

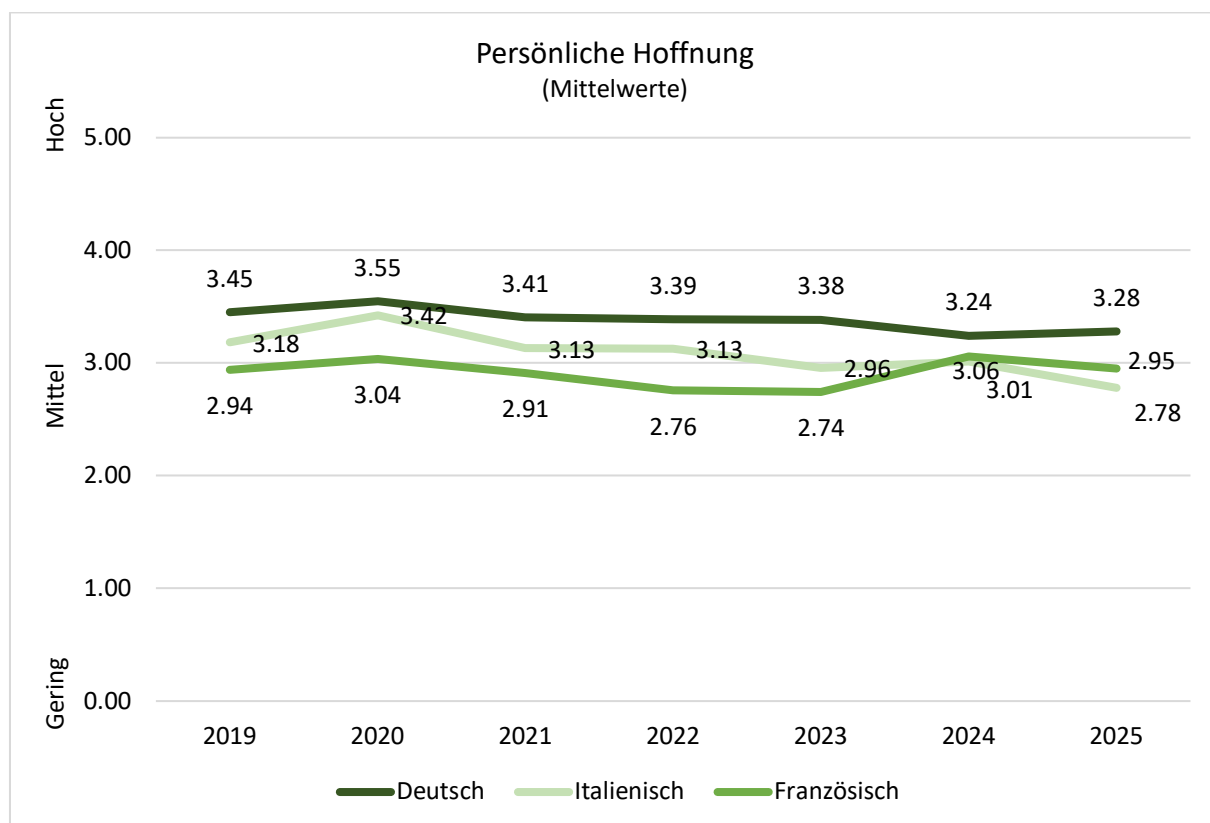


Abb. 11: Persönliche Hoffnung im Jahresvergleich nach Sprachregionen

Hoffnung nimmt mit dem Alter zu (Abb. 12). Bei den Teilnehmenden zwischen 18 und 29 Jahren ist die Hoffnung am geringsten, bei den über 80-jährigen am höchsten. Persönliche und soziale Ressourcen sowie zunehmende Lebenserfahrung i.S.v. Erfahrung, im Leben bereits Krisen erfolgreich überwunden zu haben, lässt die Hoffnung wachsen.

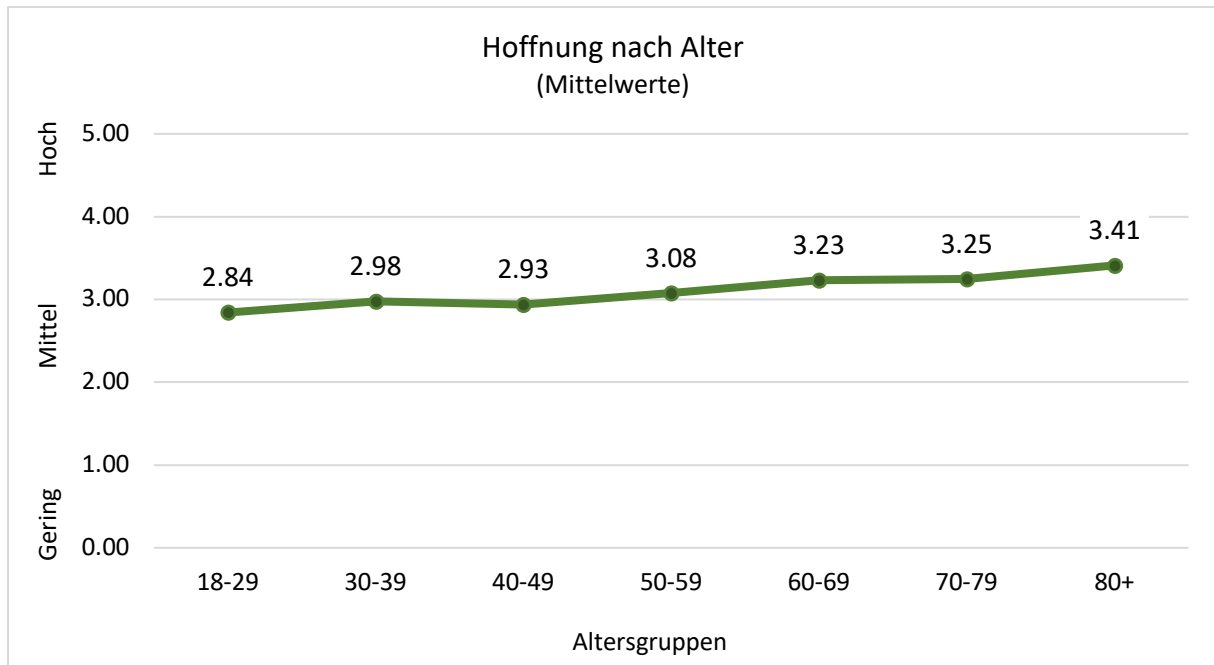


Abb. 12: Hoffnung nach Altersgruppen

Zusammengefasst: Die Ergebnisse zu den Erwartungen für das Jahr 2026 zeigen erneut ein gespaltenes Bild. Viele Menschen blicken für ihr persönliches Leben moderat bis sehr optimistisch in die Zukunft, während bei gesellschaftlich relevanten Themen eher pessimistische Einschätzungen dominieren. Besonders kritisch werden soziale Herausforderungen, der globale Frieden und die politischen Aussichten beurteilt. Klima- und Umweltentwicklungen werden dagegen überraschend weniger negativ bewertet, vermutlich weil soziale und politische Probleme als akuter und unmittelbarer erlebt werden als langfristige ökologische Risiken.

Trotz skeptischer gesellschaftlicher Prognosen bleibt das persönliche Hoffnungsempfinden insgesamt hoch. Viele Menschen können auch in schwierigen Zeiten hoffnungsvoll bleiben, und Hoffnungen überwiegen häufiger als Ängste. Gleichzeitig zeigt der Zeitvergleich ein insgesamt sinkendes Hoffnungsniveau, mit anhaltendem Rückgang in der deutsch- und italienischsprachigen Schweiz und einer leichten Erholung in der Romandie. Dies deutet darauf hin, dass gesellschaftlicher Pessimismus langfristig die persönliche Hoffnung mitprägt.

4 Langfristige Zukunftserwartungen

Die allgemeinen und langfristigen Zukunftsperspektiven für die Schweiz und die Welt als Ganzes haben direkt oder indirekt einen bleibenden Einfluss auf die persönliche Hoffnung der Menschen. Kollektive Hoffnung erweitert den persönlichen Horizont: Sie bezieht sich auf den geteilten Wunsch nach einer besseren Zukunft nicht nur für sich selbst, sondern auch für die soziale Gemeinschaft und den Planeten. Dazu gehört die Überzeugung, dass ein besseres Morgen für alle möglich ist, ohne dass es garantiert ist, sowie das Vertrauen in die Fähigkeit von Menschen, trotz Krisen gemeinsam zu handeln, zusammenzuarbeiten und sich gegenseitig zu stützen.

Ein Schwerpunkt der diesjährigen Umfrage liegt auf der Einschätzung langfristiger Erwartungen, Trends und Zukunftsszenarien. Dafür wurden bestehende Fragebögen der australischen Zukunftsforscher Richard Eckersley und Carmen Stewart verwendet (Eckersley et al., 2007; Stewart, 2002).

4.1 Lebensqualität in 20 Jahren

Zuerst baten wir die Menschen, sich die Schweiz in zwanzig Jahren, also im Jahr 2045, vorzustellen und darüber nachzudenken, ob die allgemeine Lebensqualität besser sein, gleichbleiben oder schlechter werden wird als heute. Rund 64 % der Befragten gehen von einer Verschlechterung der Lebensqualität in der Schweiz aus (Abb. 13). Für 27 % wird die Lebensqualität ungefähr gleichbleiben und lediglich 9.3 % rechnen mit einer Verbesserung.

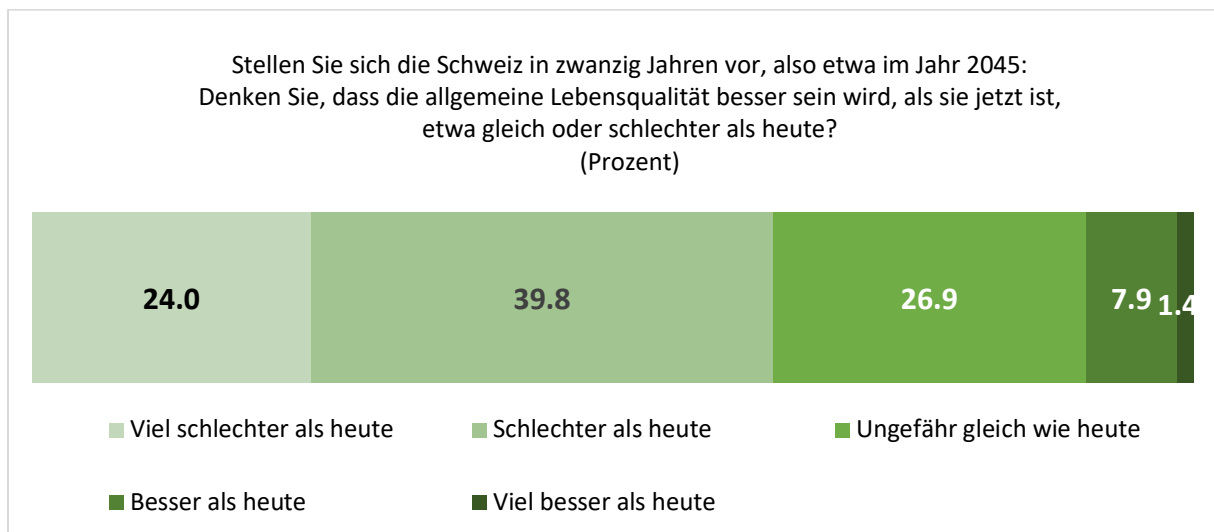


Abb. 13: Erwartete Lebensqualität in der Schweiz in 20 Jahren

Die in Abb. 14 dargestellten Ergebnisse zeigen kaum Unterschiede zwischen den Altersgruppen; lediglich Personen über 70 Jahre beurteilen die langfristige Zukunft der Schweiz etwas optimistischer.

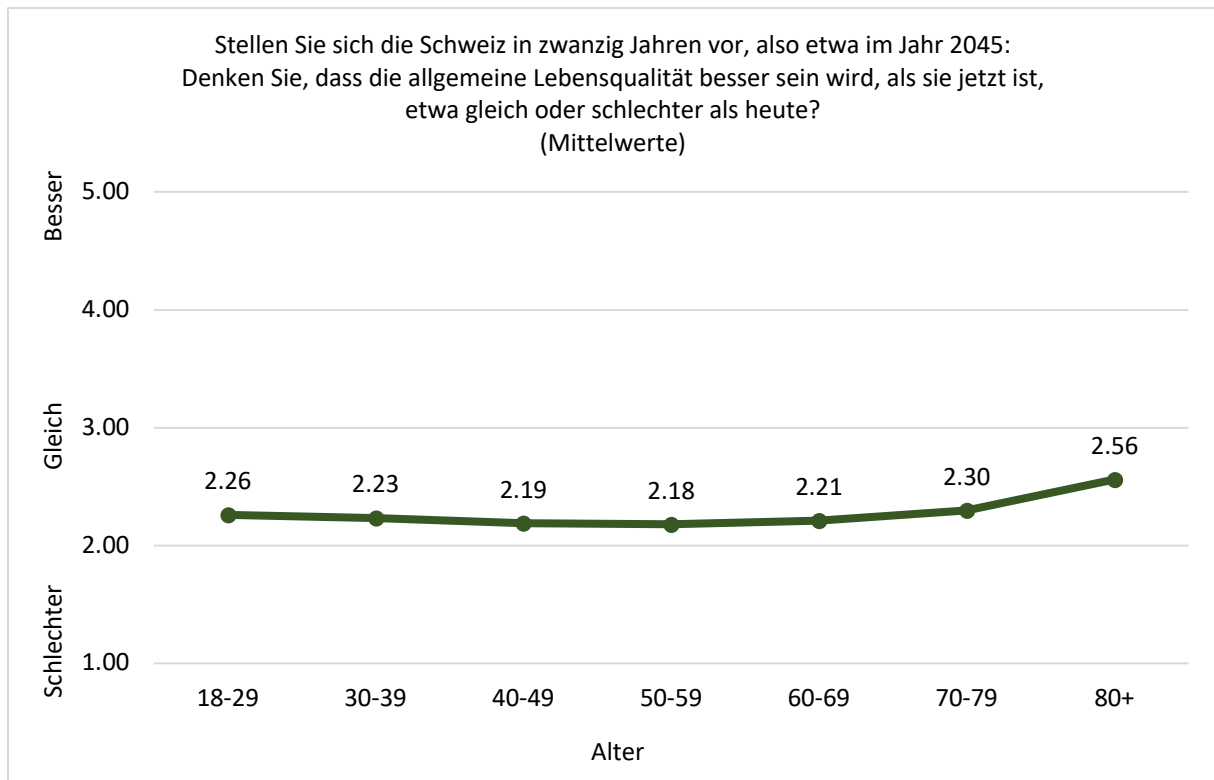
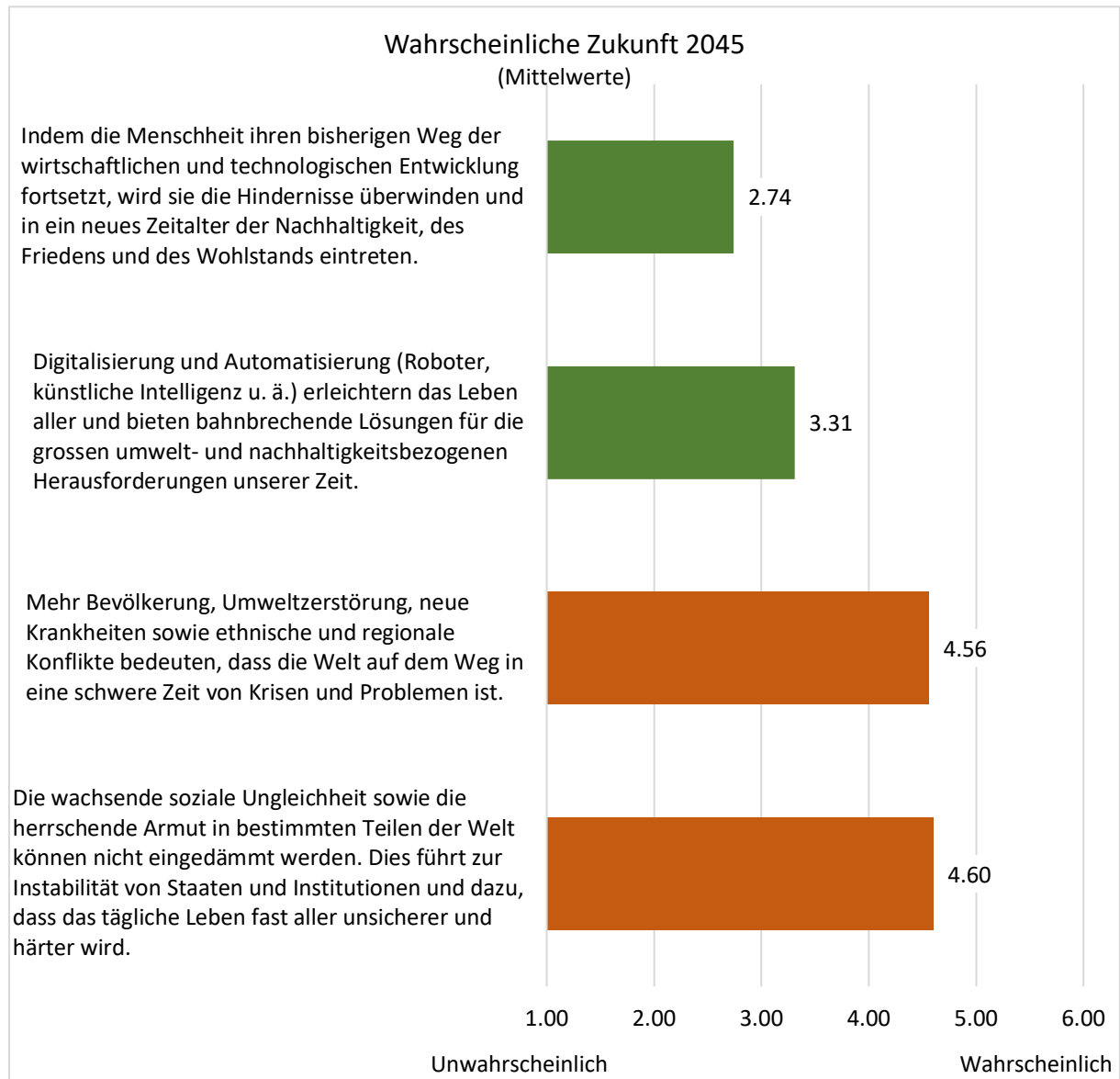


Abb. 14: Erwartete Lebensqualität in 20 Jahren nach Altersgruppen

4.2 Wahrscheinliche Zukunftsszenarien 2045

Im nächsten Umfrageteil stand die Welt als Ganzes im Fokus: Die Teilnehmenden bewerteten vier mögliche Zukunftsszenarien in zwanzig Jahren, darunter zwei positive und zwei negative. Die positiven Szenarien für 2045 zeichnen das Bild eines wirtschaftlichen und technologischen Fortschritts, der zu mehr Wohlstand und zugleich zu einer nachhaltigeren Entwicklung führt. Demgegenüber skizzieren die negativen Szenarien eine Zukunft, die von Instabilität, Unsicherheit, wiederkehrenden Krisen sowie Konflikten geprägt ist. Insgesamt zeigt sich eine klare Asymmetrie in der Erwartungshaltung: Die beiden negativen Zukunftsbilder werden deutlich häufiger und als wahrscheinlicher eingeschätzt als die positiven (Abb. 15).



Lediglich 27.7 % der Befragten erwarten eine positive wirtschaftliche und technologische Entwicklung, dank deren die aktuellen Probleme überwunden werden und wir in ein neues Zeitalter der Nachhaltigkeit, des Friedens und des Wohlstands gelangen (Abb. 16).

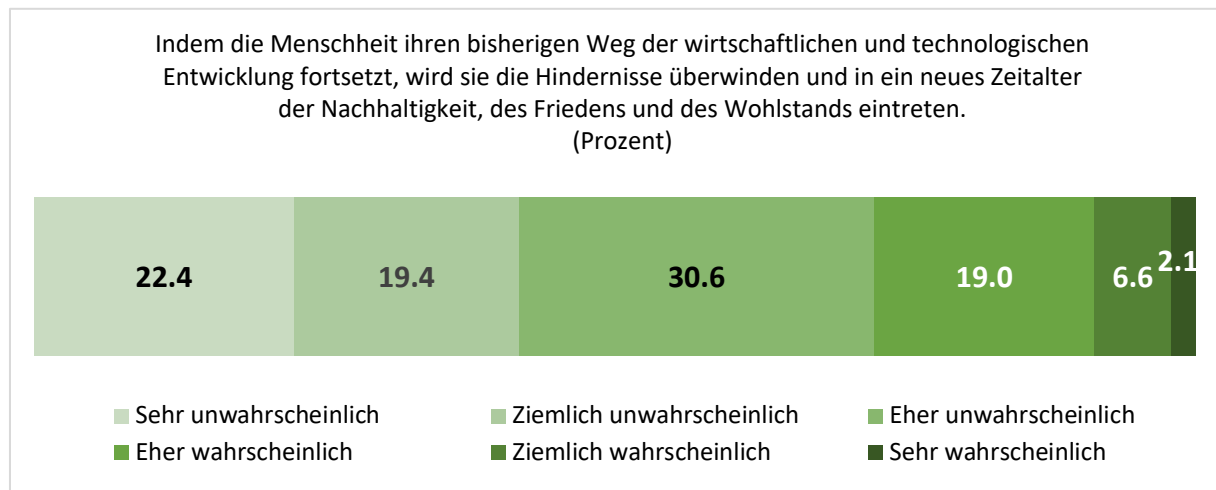


Abb. 16: Wahrscheinlichkeit einer blühenden Zukunft in 20 Jahren

Dagegen glauben 85.6 % der Befragten an eine Zukunft, in der mehr Bevölkerung, Umweltzerstörung, neue Krankheiten sowie ethnische und regionale Konflikte eine schwere Zeit von Krisen und Problemen mit sich bringen (Abb. 17).

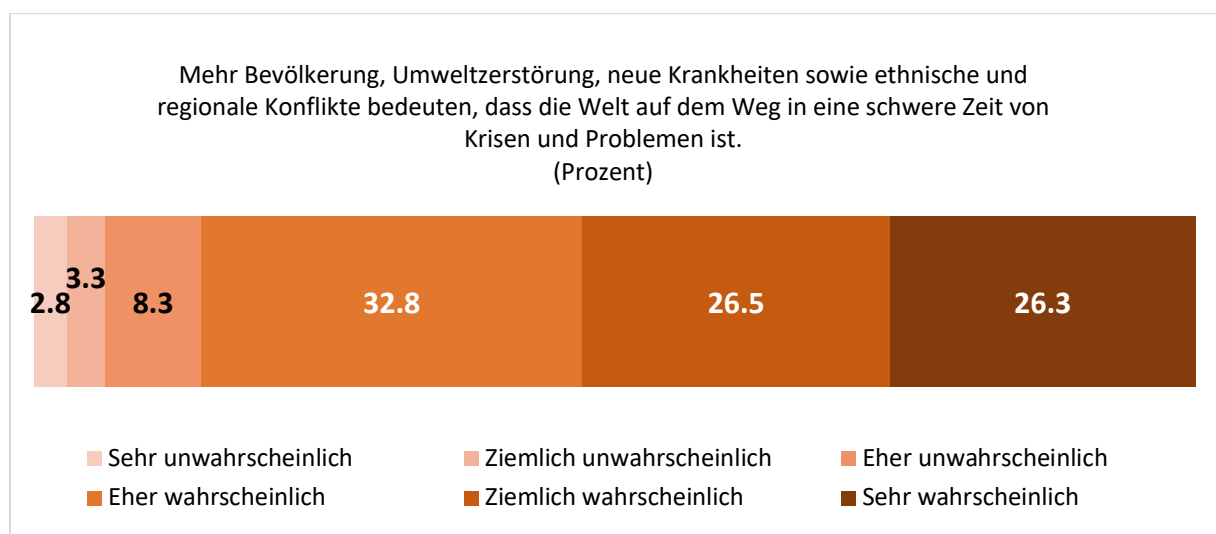


Abb. 17: Wahrscheinlichkeit einer krisenhaften Zukunft in 20 Jahren

4.3 Wünschenswerte Zukunftsszenarien 2045

Im nächsten Schritt der Erhebung wurden die Teilnehmenden gefragt, wie ihre wünschenswerte Zukunft aussieht. Dafür wurden zwei kontrastierende Zukunftsbilder für das Jahr 2045 vorgestellt: ein klassisches Fortschrittsszenario, in dem Schnelligkeit, internationale Wettbewerbsfähigkeit, individuelle Entfaltung sowie die Schaffung von Wohlstand und technologischer Innovation dominieren, und ein Nachhaltigkeitsszenario mit einer grüneren, harmonischeren Gesellschaft, die stärker auf Zusammenarbeit, Gemeinschaft, Familie, eine gleichmäßigere Verteilung von Wohlstand und grössere wirtschaftliche Selbständigkeit setzt.

Wünschenswerte Zukunft 2045 (Mittelwerte)

Scenario	Mittelwert
Eine schnelllebige, international wettbewerbsfähige Gesellschaft, in der das Individuum, die Schaffung von Wohlstand und der technologische Fortschritt im Vordergrund stehen.	3.03
Eine grünere, harmonischere Gesellschaft, in der der Schwerpunkt auf Zusammenarbeit, Gemeinschaft und Familie, einer gleichmässigeren Verteilung des Wohlstands und einer grösseren wirtschaftlichen Selbständigkeit liegen.	4.40

22

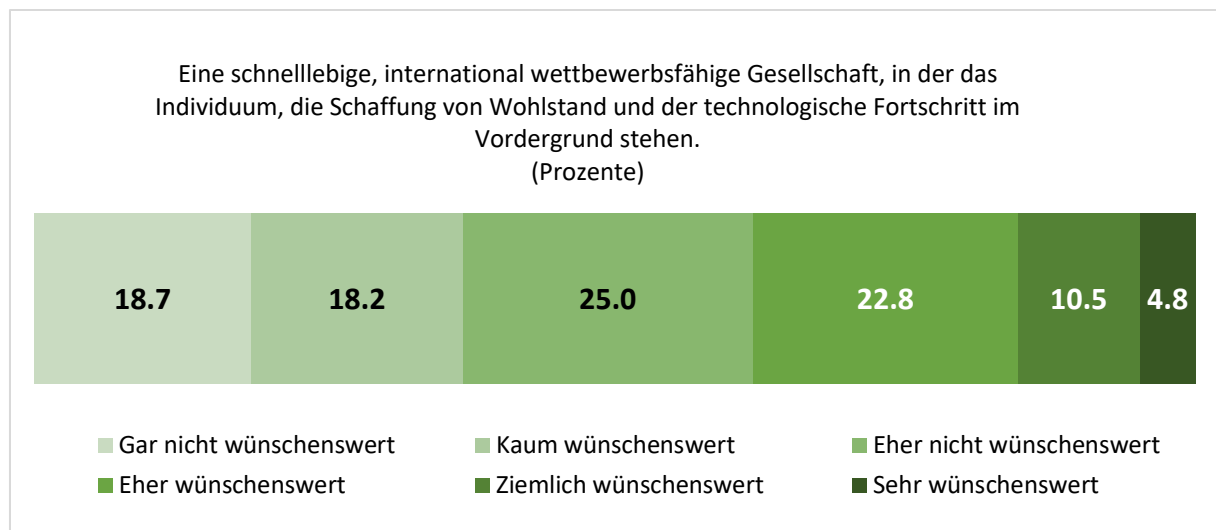


Abb. 19: Wünschenswertes Fortschrittsszenario in 20 Jahren

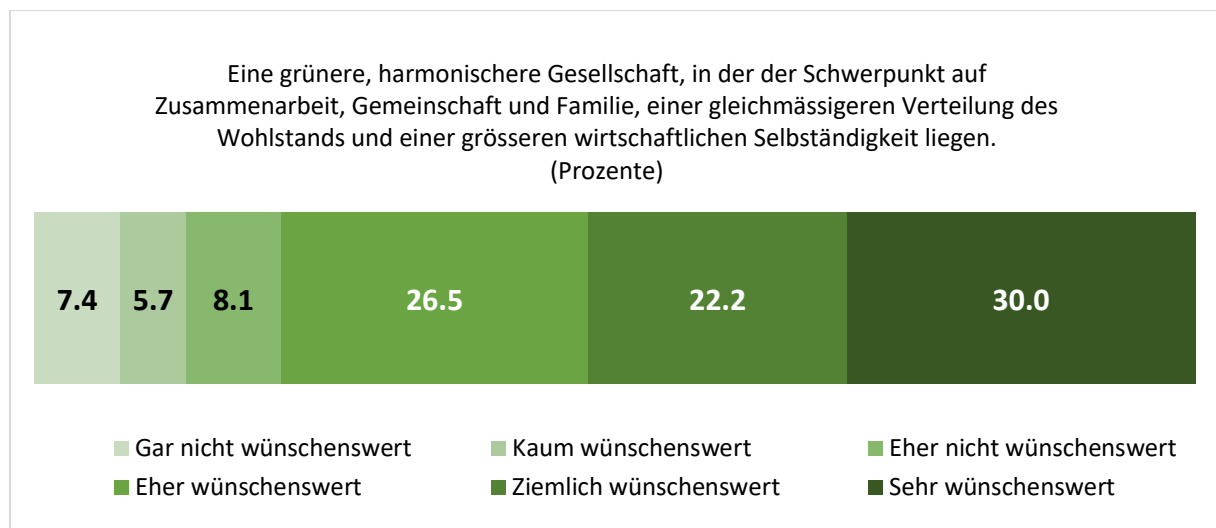


Abb. 20: Wünschenswertes Nachhaltigkeitsszenario in 20 Jahren

Eine vertiefende Analyse macht die Präferenzstruktur noch deutlicher: Für 17.4 % der Befragten ist wirtschaftlicher und technologischer Fortschritt wichtiger als Nachhaltigkeit. 18.3 % bewerten Fortschritt und Nachhaltigkeit als gleichermassen wünschenswert. Eine grosse Mehrheit von 64.3 % sieht hingegen eine nachhaltige Zukunft als attraktiver; für 31.4 % etwas, für 32.9 % sogar deutlich wünschenswerter als der klassische Fortschritt. Insgesamt legen diese Ergebnisse nahe, dass die Zukunftsvorstellungen für 2045 weniger von „mehr Tempo und Druck“ als von „besserem Gleichgewicht“ geprägt sind.

5 Wünschenswerte Entwicklungen und mögliche Spannungsfelder

Die bisherigen Ergebnisse zeigten eine ausgeprägte Diskrepanz zwischen den erwarteten und den gewünschten Zukunftsentwicklungen. Während die Erwartungen vieler Befragter an die Zukunft von Instabilität, Unsicherheit, wiederkehrenden Krisen und Konflikten sowie einer spürbaren Verschlechterung der Lebensqualität geprägt sind, zeigt das gewünschte Zukunftsbild in eine entgegengesetzte Richtung: eine grünere und sozial harmonischere Gesellschaft, die Kooperation, Gemeinschaft und Familie stärker gewichtet, eine gleichmässige Verteilung des Wohlstands anstrebt und wirtschaftliche Selbständigkeit fördert. Damit stehen Erwartungs- und Wunschdimensionen nicht nur in einem Spannungsverhältnis, sondern weisen auch auf unterschiedliche Vorstellungen und implizite Annahmen über gesellschaftliche Entwicklungspfade hin.

Aus psychologischer Perspektive ist eine solche Divergenz geeignet, Vermeidungs- und Annäherungsmotive gleichzeitig zu aktivieren: Einerseits entsteht ein Impuls, die erwartete krisenhafte Zukunft durch präventive Strategien zu vermeiden; andererseits besteht das Bestreben, das als wünschenswert erachtete Zukunftsmodell zu verwirklichen. Daraus können Zielkonflikte resultieren, weil Massnahmen zur Krisenprävention (z. B. Stärkung von Identität, Sicherheit und Wettbewerb) nicht zwingend deckungsgleich mit Massnahmen sind, die die Erfüllung der Wunschbilder unterstützen (z. B. sozialer Ausgleich, Kooperation, ökologische Transformation). In der Folge ist mit politischen und sozialen Spannungen zu rechnen, wenn unterschiedliche Gruppen Prioritäten divergierend setzen oder Individuen innerhalb ihres eigenen Präferenzsystems widersprüchliche Anforderungen kombinieren (z. B. hohe Wertung der Nachhaltigkeit bei gleichzeitiger Ablehnung tiefgreifender Verhaltensänderungen).

Vor diesem Hintergrund ist trotz der verbreiteten Präferenz für eine nachhaltigkeitsorientierte Zukunft zu berücksichtigen, dass zentrale Transformationsfelder in der Schweiz sowohl durch unzureichende Konsensbildung als auch durch Kompromissbereitschaft gekennzeichnet sind. Diese Spannungen müssen identifiziert und untersucht werden, um Aushandlungsprozesse zu strukturieren und kollektive Entwicklungskonzepte zu ermöglichen. In der Studie «Neue Horizonte 2045 – Missionen für Deutschland» identifizieren Fink, Burmeister, Rammig und Schulz-Montag (2024) mehrere Zielkonflikte, die in Deutschland als Polaritäten der Zukunftsgestaltung beschrieben werden. Auf dieser Grundlage wurden für die vorliegende Befragung in der Schweiz zehn entgegengesetzte Zukunftstrends formuliert, zu denen die Teilnehmenden ihre Präferenzen angeben konnten:

1. Offenheit gegenüber kultureller und sozialer Diversität versus Bewahrung einer Schweizerischen Leitkultur;
2. Vorreiterrolle im Klimaschutz versus vorsichtiger Klimaschutz unter Bewahrung des Standortwettbewerbs;
3. grundlegende versus geringfügige Lebensstiländerung in Konsum und Wohnen;
4. Sicherung von Meinungsvielfalt durch private Anbieter versus durch öffentlich-rechtliche Medien;
5. bedeutende versus moderate Einwanderung ausländischer Arbeitskräfte;
6. staatliche Umverteilung versus Rahmensetzung ohne Umverteilungsziele;
7. Tradition und Sicherheit versus Offenheit für Veränderungen;
8. staatliche Steuerung von Innovation und Wandel versus unternehmerische Freiheit;
9. Primat des Wirtschaftswachstums versus Vorrang immaterieller Werte;
10. politische Entscheidungen entlang langfristiger Visionen und grundlegender Transformationen versus kurzfristiger Optimierung und flexibler Problembewältigung.

Die persönlichen Wertvorstellungen wurden anhand einer Skala von -2 (A ist wünschenswerter), über 0 (A und B sind gleichermassen wünschenswert) bis +2 (B ist wünschenswerter) bewertet.

In Abb. 21 treten sowohl klare Tendenzen als auch Bereiche mit ausgeprägter Polarisierung zutage. Eine leichte Mehrheit präferiert ein nationales Selbstverständnis, das stärker an einer Leitkultur orientiert ist als an weitgehender kultureller und sozialer Diversität; konsistent damit wird Arbeitsmigration eher zurückhaltend befürwortet. Sprachregionale Differenzen treten insbesondere hinsichtlich der Rolle staatlicher Akteure zutage. In der Deutschschweiz überwiegt eine Präferenz für begrenzte staatliche Eingriffe: Die Umverteilung von Wohlstand wird häufig nicht als politisches Ziel betrachtet, und unternehmerische Freiheit wird gegenüber staatlicher Lenkung von Innovations- und Transformationsprozessen priorisiert. In der italienischen Schweiz werden demgegenüber staatliche Interventionen stärker legitimiert, sowohl mit Blick auf die soziale Umverteilung als auch auf die aktive Förderung von Innovations- und Veränderungsprozessen. In der französischen Schweiz zeigt sich eine annähernde Balance beider Positionen, mit leichter Tendenz hin zu stärkeren Markteingriffen. Im Medienbereich neigen Befragte aus der italienischen und französischen Schweiz eher zur Stärkung öffentlich-rechtlicher Strukturen, während Menschen in der Deutschschweiz mal den öffentlich-rechtlichen, mal den privaten und kommerziellen Medien vertrauen.

In weiteren Themenfeldern werden einige Ambivalenzen sichtbar. Eine leichte Mehrheit befürwortet Tradition und Sicherheit, was auf eine geringere Veränderungs- und Risikobereitschaft hinweist; dies ist in der italienischen und französischen Schweiz stärker ausgeprägt. Damit korrespondiert eine eher kritische Haltung gegenüber grundlegenden Lebensstiländerungen in Konsum- und Wohnpraktiken, insbesondere in der Deutsch- und italienischen Schweiz. Beim Klimaschutz dominiert die Abwägung zugunsten des Standortwettbewerbs: Viele Befragte priorisieren die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit gegenüber einer expliziten internationalen Vorreiterrolle durch besonders ambitionierte Massnahmen.

Gleichzeitig unterstützt eine Mehrheit in allen drei Sprachregionen die Relativierung des Primats von Wirtschaftswachstum und materiellem Wohlstand als dominante Indikatoren einer erfolgreichen Volkswirtschaft und betont die Bedeutung immaterieller Wohlstandsdimensionen. Ebenso zeigt sich eine leichte Präferenz für politische Entscheidungslogiken, die auf langfristigen Visionen und umfassenderen Transformationen ausgerichtet sind, was jedoch mit der zuvor genannten geringen Veränderungs- und Risikobereitschaft im Widerspruch stehen kann.

Insgesamt deuten die Ergebnisse darauf hin, dass Zukunftspräferenzen in der Bevölkerung nicht immer eindeutig und widerspruchsfrei sind, sondern durch konkurrierende normative Zielsetzungen, regionale und kulturelle Unterschiede sowie potenziell widersprüchliche Handlungsimplikationen geprägt werden. Für eine differenziertere Betrachtung der Ergebnisse werden die einzelnen Themen vertieft untersucht.

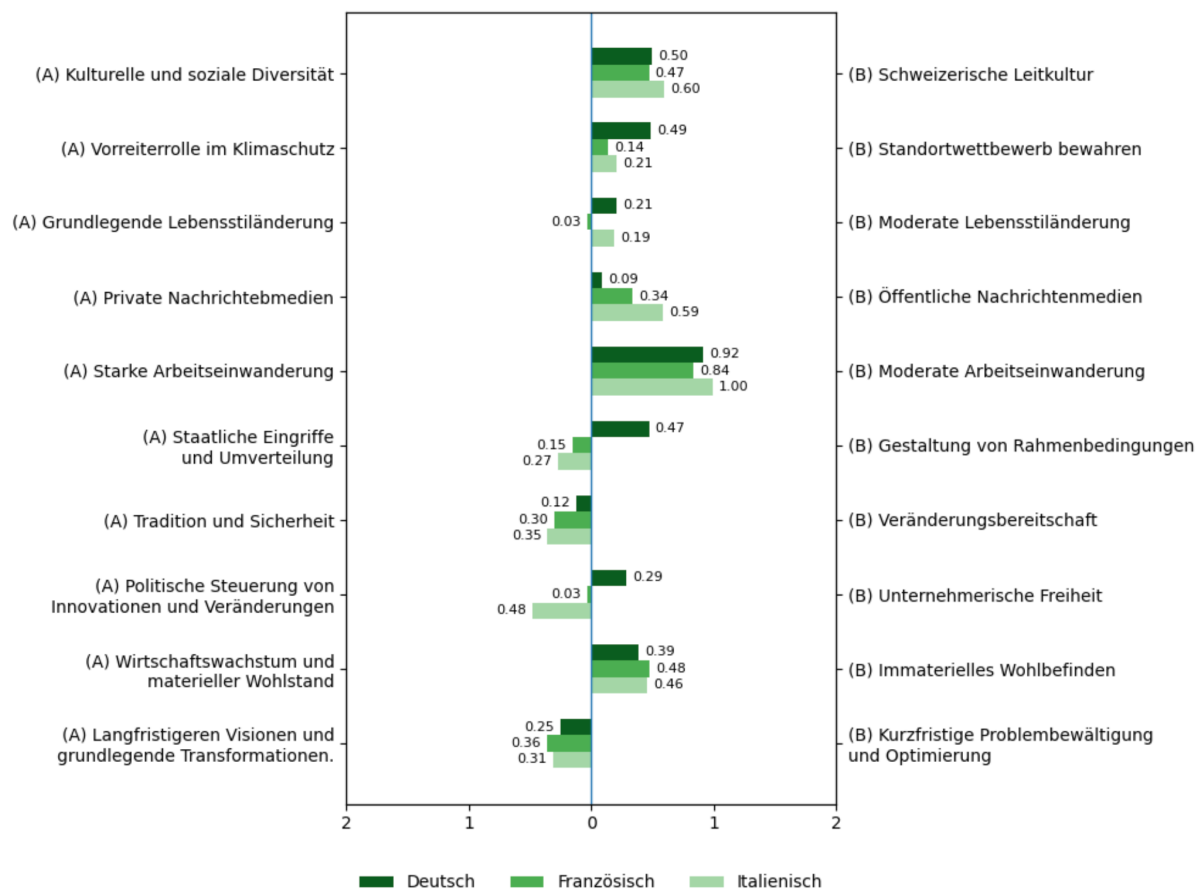


Abb. 21: Zukunftsentwicklungen und gesellschaftliche Spannungsfelder nach Sprachregionen

Identitätsthemen wie kulturelle, ethnische oder nationale Zugehörigkeit prägen das Selbstverständnis vieler Menschen. In gesellschaftlichen Debatten stehen dabei häufig Konzepte einer „Leitkultur“ sowie Vorstellungen von Diversität und Pluralität im Spannungsfeld. Unsere Umfrage zeigt, dass über 50 % der Bevölkerung die Bewahrung eines eigenen nationalen Selbstverständnisses im Sinne einer Leitkultur befürworten (Abb. 22). Rund ein Viertel der Befragten spricht sich für ein Gleichgewicht zwischen nationaler Identität und kultureller sowie sozialer Vielfalt aus. Für 22.4 % steht hingegen kulturelle und soziale Diversität im Vordergrund. Diese Verteilung weist auf unterschiedliche normative Prioritäten hin: Während Identität und Tradition als stabilisierend erlebt werden können, birgt eine starke Fokussierung auf Identität das Risiko, Konflikte zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen zu verschärfen und die gesellschaftliche Integration zu beeinträchtigen.

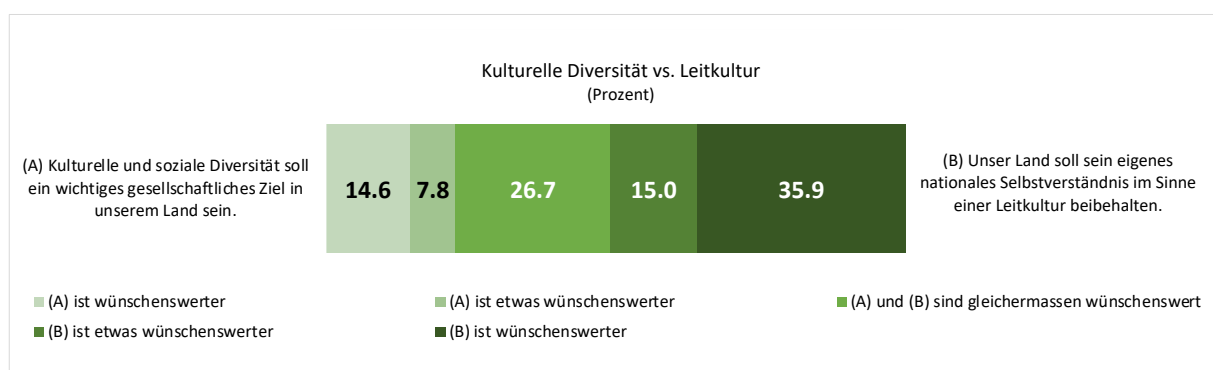


Abb. 22: Gesellschaftliches Spannungsfeld 1 – Kulturelle Diversität vs. Leitkultur

Bezüglich der Arbeitsmigration zeigen die Ergebnisse einen klaren Trend: Rund zwei Drittel der Befragten sprechen sich für eine moderate Einwanderung aus (Abb. 23). Dieses Ergebnis verweist erneut auf das Bedürfnis, die nationale Identität zu sichern und gesellschaftliche Spannungen zu vermeiden. Häufig spielen Ängste vor Polarisierung und Entfremdung eine Rolle, insbesondere wenn kulturelle Diversität als zu stark und nicht ausreichend integrierbar wahrgenommen wird. Aufgrund der Notwendigkeit gut qualifizierter Arbeitskräfte aus dem Ausland plädieren knapp 20 % der Befragten für eine ausgewogene Migrationspolitik.

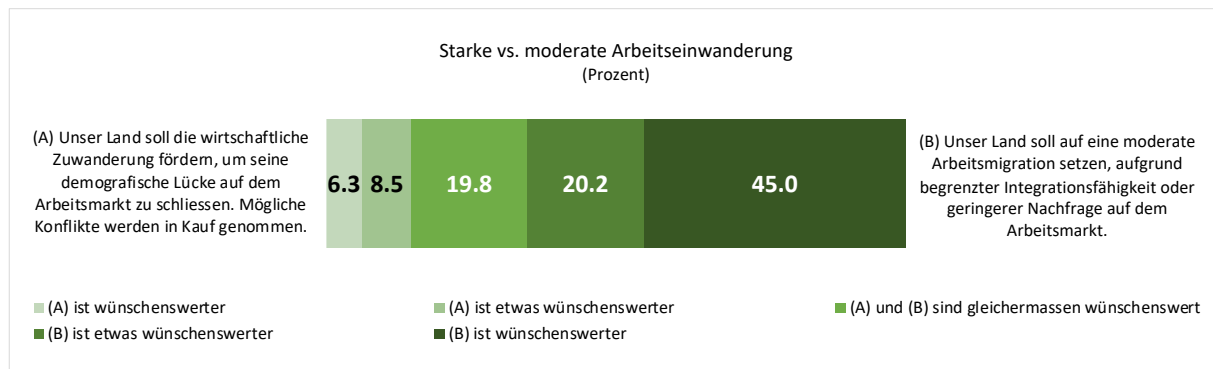


Abb. 23: Gesellschaftliches Spannungsfeld 2 – Starke vs. moderate Arbeitseinwanderung

Die nächste Frage bezieht sich auf den Wunsch nach politischer Steuerung zur Herstellung sozialer Gerechtigkeit versus die Gestaltung politischer Rahmenbedingungen ohne das Ziel einer Umverteilung von Wohlstand. Damit stehen individuelle und unternehmerische Autonomie einer gemeinwohlorientierten Perspektive gegenüber. In den Ergebnissen zeigt sich ein klarer Trend, jedoch mit einer markanten Streuung (Abb. 24): Eine relative Mehrheit von 41 % der Befragten lehnt weitreichende Markteingriffe zur Umverteilung von Wohlstand eher ab. Etwas mehr als ein Drittel befürwortet dagegen staatliche Eingriffe mit dem Ziel eines sozialen Ausgleichs. Rund 20 % positionieren sich zwischen beiden Polen und sehen staatliche Steuerung und unternehmerische Freiheit als miteinander vereinbar.

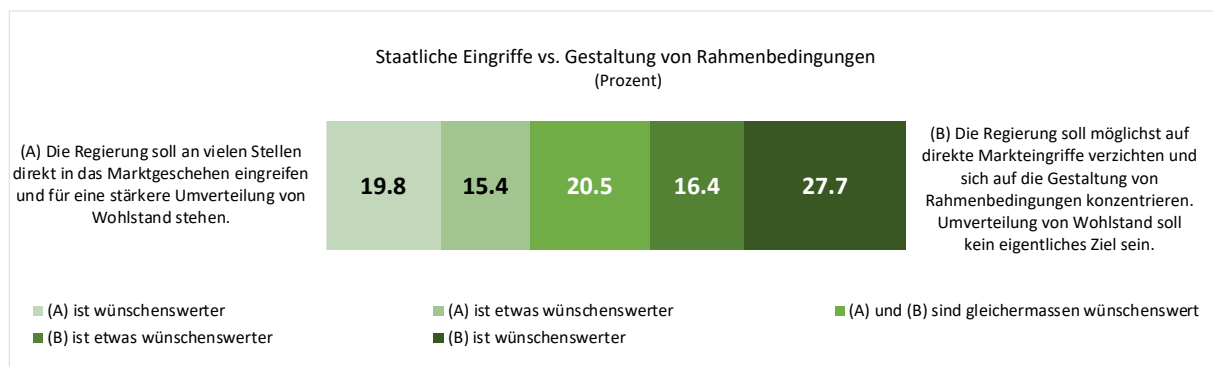


Abb. 24: Gesellschaftliches Spannungsfeld 3 – Staatliche Eingriffe vs. Gestaltung von Rahmenbedingungen

Die nächsten Ergebnisse unserer Studie verdeutlichen einen weiteren grundlegenden Zielkonflikt: Soll gesellschaftlicher Wandel primär durch Marktmechanismen und unternehmerische Freiheit entstehen, oder braucht es eine stärkere politisch-gesellschaftliche Steuerung, etwa über eine staatlich ausgerichtete Innovations- und Technologiepolitik? Quantitativ zeigt sich eine geteilte Haltung (Abb.

25): Knapp 38 % plädieren für unternehmerische Freiheit in Innovations- und Veränderungsprozessen. Ein knappes Drittel befürwortet hingegen eine stärkere politische Steuerung anhand übergeordneter gesellschaftlicher Ziele. Ein weiteres Drittel wünscht sich ein Gleichgewicht beider Ansätze. Diejenigen, die dem Staat kaum eine Schlüsselrolle bei der Initiierung und Orchestrierung gesellschaftlich relevanter Veränderungs- und Innovationsvorhaben zuschreiben, verknüpfen staatliche Eingriffe wahrscheinlich mit der Sorge vor ausufernder Bürokratie und hohem Verwaltungsaufwand. Daraus ergibt sich die Erwartung, dass Unternehmen und Zivilgesellschaft grundlegende Transformationsprozesse stärker eigenständig und mit langfristigen Zeithorizonten mittragen sollen, was in vielen Fällen jedoch kaum möglich ist.

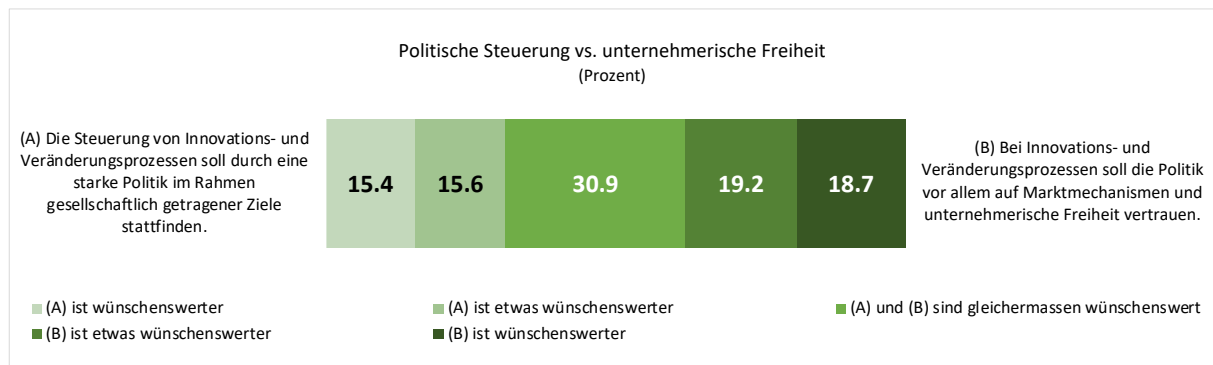


Abb. 25: Gesellschaftliches Spannungsfeld 4 – Politische Steuerung vs. unternehmerische Freiheit

Die Studienergebnisse zeigen, dass sich eine konservative und sicherheitsorientierte Haltung auch in der Klimapolitik widerspiegelt. Eine deutliche Mehrheit wünscht sich keine ausgeprägte Vorreiterrolle der Schweiz bei der Eindämmung des Klimawandels (Abb. 26). Für 47.1 % der Befragten sollen Klimaschutzmassnahmen vor allem mit anderen Ländern abgestimmt werden, wobei die eigene Wettbewerbsfähigkeit als zentraler Massstab gilt. Etwas mehr als ein Viertel befürwortet dagegen eine bewusste Vorreiterrolle im Klimaschutz, selbst wenn daraus Nachteile für den Standortwettbewerb entstehen könnten. Ein weiteres Viertel positioniert sich zwischen beiden Polen und plädiert für eine begrenzte Vorreiterrolle, die den Klimaschutz mit dem Erhalt wirtschaftlicher Vorteile verbindet.

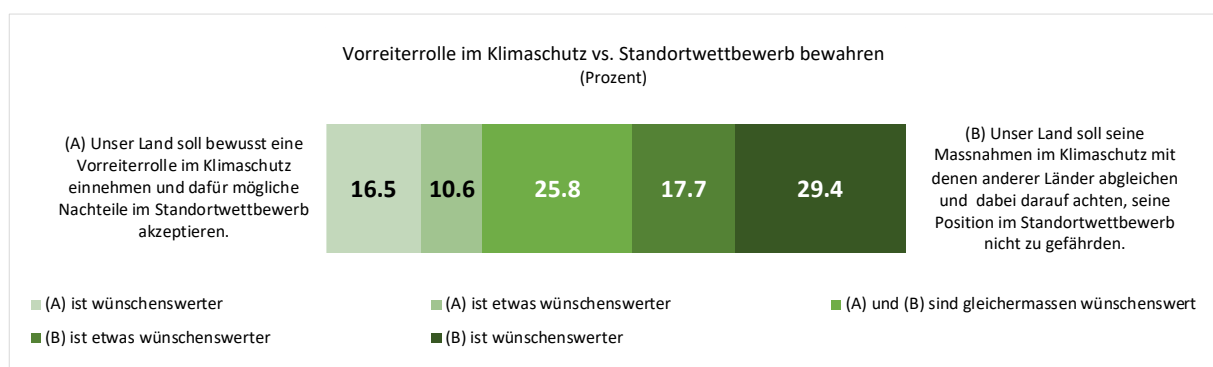


Abb. 26: Gesellschaftliches Spannungsfeld 5 – Vorreiterrolle im Klimaschutz vs. Standortwettbewerb

Unsere Studie zeigt ein weiteres Konfliktpotenzial in der Medienordnung (Abb. 27): Einerseits besteht der Wunsch von rund 42 % der Befragten nach einer Stärkung öffentlicher sowie zivilgesellschaftlich legitimer Medienangebote, die die Meinungsvielfalt und die Öffentlichkeit stärken sollen.

Andererseits erwarten Teile der Bevölkerung, rund ein Viertel der Befragten, eine stärkere Rolle privater Medienanbieter, verbunden mit der Idee einer freiheitlichen Entwicklung der Medienmärkte sowie mit der individuellen Erstellung und Verbreitung von Inhalten. Knapp ein Drittel wünscht ein ausgewogenes Verhältnis zwischen öffentlich-rechtlichen und privat-kommerziellen Angeboten. Damit bleibt offen, wie Medien und Öffentlichkeiten künftig gestaltet werden sollen.

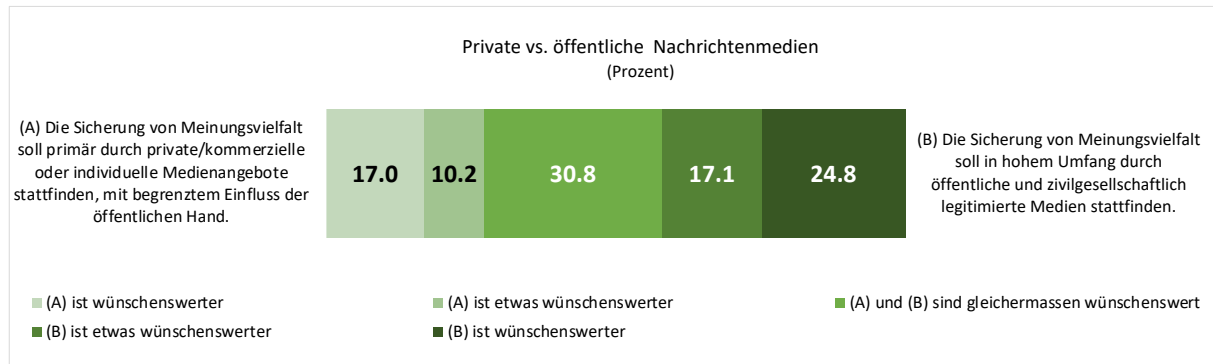


Abb. 27: Gesellschaftliches Spannungsfeld 6 – Private vs. öffentliche Nachrichtenmedien

Die nächsten Ergebnisse unserer Studie weisen auf ein Spannungsfeld zwischen Bewahrung und Wandel hin. Einerseits zeigt sich ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Tradition und Sicherheit, andererseits besteht auch der Wunsch nach grösserer Veränderungs- und Risikobereitschaft (Abb. 28). Mit 41 % legt der grösste Anteil der Befragten besonderen Wert auf die Stärkung von Tradition und Sicherheit und steht grundlegenden Transformationen eher zurückhaltend gegenüber. Dies deutet auf eine Stabilisierungsorientierung hin, die insbesondere in Krisenzeiten an Bedeutung gewinnt. Demgegenüber befürworten 30 % eine stärkere Veränderungsbereitschaft und nehmen damit verbundene Risiken in Kauf. 28.8 % plädieren für ein Gleichgewicht: Tradition und Sicherheit sollen erhalten bleiben, zugleich braucht es Offenheit für Veränderung.

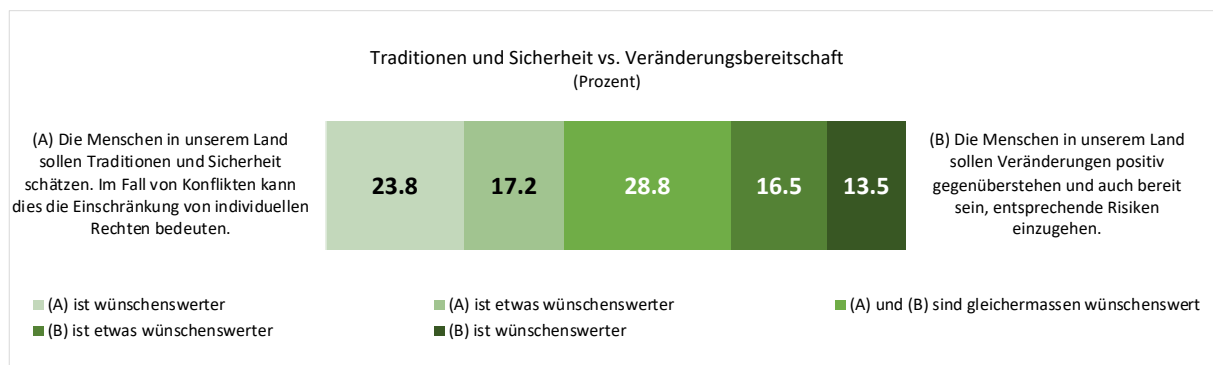


Abb. 28: Gesellschaftliches Spannungsfeld 7 – Tradition und Sicherheit vs. Veränderungsbereitschaft

Als Nächstes deuten die Studienergebnisse auf eine insgesamt moderate Bereitschaft zu individuellen Lebensstiländerungen hin (Abb. 29). Eine relative Mehrheit von 42.2 % der Befragten zeigt eine geringe Akzeptanz gegenüber Veränderungen im eigenen Lebensstil sowie im Konsumverhalten. Demgegenüber befürwortet rund ein Drittel der Bevölkerung weitergehende Anpassungen und spricht sich für grundlegende Veränderungen im Lebensstil und im Konsumverhalten aus. Etwa 22 %

positionieren sich zwischen den beiden Polen und bleiben unentschieden, was auf ambivalente Einstellungen oder Unsicherheit hinsichtlich möglicher Folgen solcher Veränderungen hindeutet.

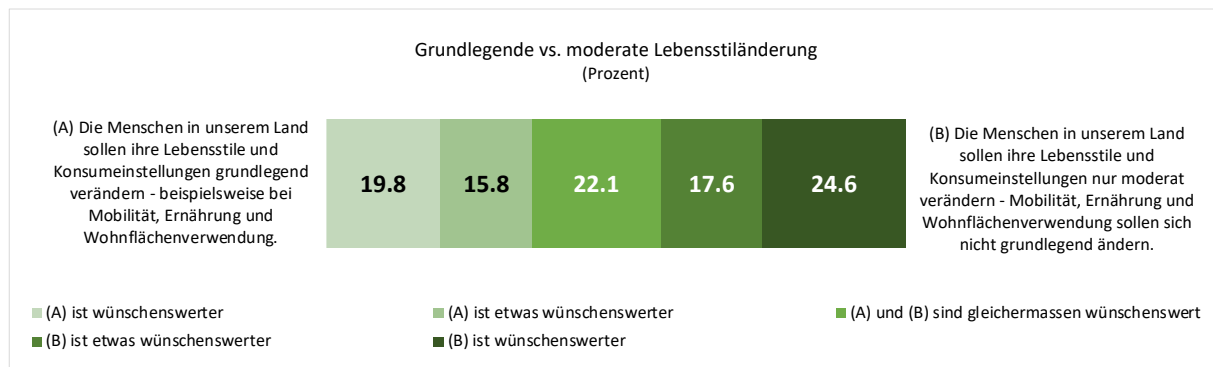


Abb. 29: Gesellschaftliches Spannungsfeld 8 – Grundlegende vs. moderate Lebensstiländerung

In Anbetracht der eher zurückhaltenden Neigung zur Veränderung des eigenen Lebensstils und des Konsumverhaltens deuten die nächsten Ergebnisse auf ein Spannungsfeld zwischen einem konventionellen, materiell geprägten Wohlstands- und Konsummodell und dem Wunsch nach alternativen Wohlstandsmassstäben hin. Zwar signalisieren viele Befragte nur eine geringe Bereitschaft, den eigenen Lebensstil und das Konsumverhalten grundlegend zu verändern. Dennoch spricht sich rund die Hälfte dafür aus, immaterielle Werte stärker zu betonen und eine einseitig wachstumsorientierte Volkswirtschaft kritisch zu hinterfragen (Abb. 30). Für über 28 % der Befragten müssen materieller Wohlstand und immaterielle Werte im Einklang stehen.

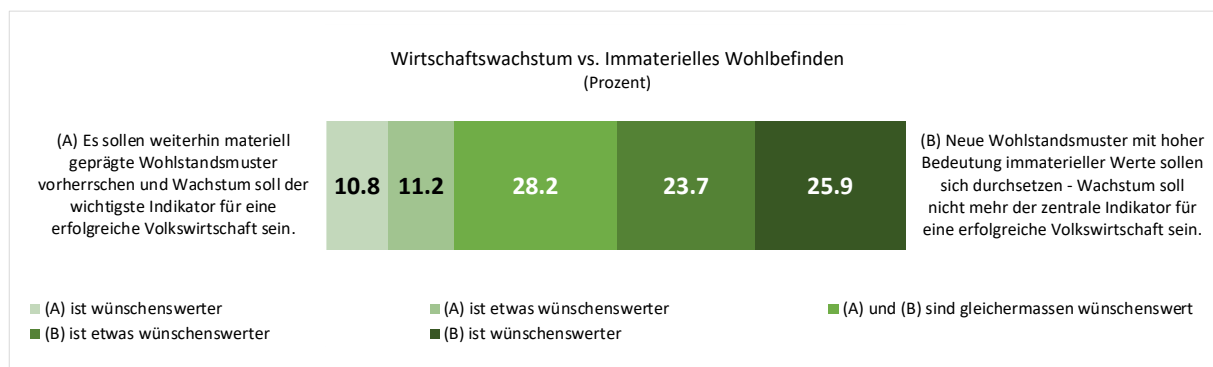


Abb. 30: Gesellschaftliches Spannungsfeld 9 – Wirtschaftswachstum vs. immaterielles Wohlbefinden

Die weiteren Ergebnisse verdeutlichen ein Spannungsfeld zwischen der Bereitschaft zu grundlegender Transformation und der Orientierung an kurzfristigen Optimierungen sowie an flexibler Problembewältigung (Abb. 31). Kurzfristige Lösungen sind in Krisenzeiten oft notwendig, reichen jedoch langfristig nicht aus, um komplexe gesellschaftliche Herausforderungen zu bewältigen. Viele Befragte betonen daher, dass politische und ökonomische Entscheidungen stärker an langfristigen Visionen ausgerichtet sein sollten, die sich in gemeinsamen Transformationen entwickeln und verwirklichen. Konkret sprechen sich 43.8 % dafür aus, dass politische Entscheider langfristige Visionen und grundlegende Transformationen priorisieren. Dagegen bevorzugt etwas mehr als ein Viertel vor allem kurzfristige Optimierungen und flexible Anpassungen. Rund 30 % plädieren für einen Kompromiss zwischen langfristiger Ausrichtung und kurzfristigen Problemlösungen.

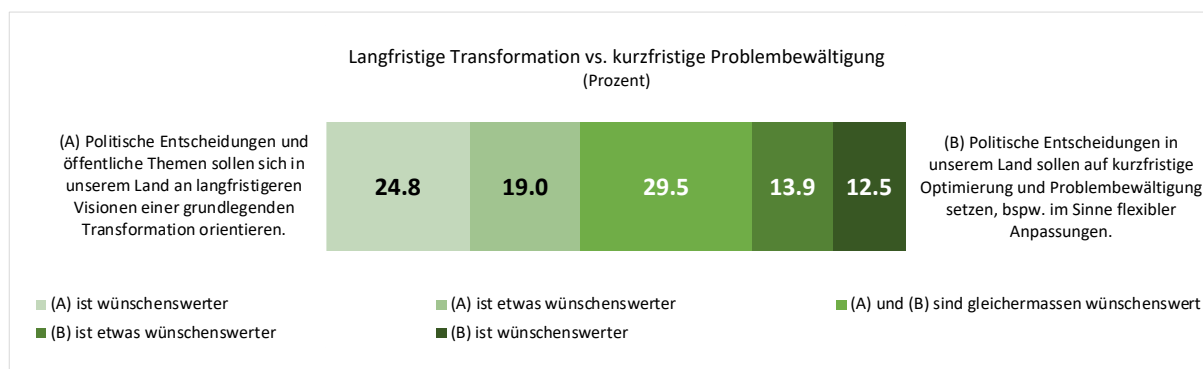


Abb. 31: Gesellschaftliches Spannungsfeld 10 – Langfristige Transformation vs. kurzfristige Problemlösung

Zusammengefasst: Die Ergebnisse der Umfrage zeigen eine Kluft zwischen dem, was viele für die Zukunft erwarten, und dem, was sie sich wünschen. Erwartet werden Instabilität, Unsicherheit, wiederkehrende Krisen, Konflikte sowie eine abnehmende Lebensqualität. Gewünscht wird dagegen eine grünere und sozial harmonischere Schweiz, in der Kooperation, Gemeinschaft und Familie stärker zählen, Wohlstand gerechter verteilt wird und wirtschaftliche Selbständigkeit möglich bleibt. Psychologisch aktiviert diese Divergenz zwei Impulse zugleich: den Wunsch, Krisen und Verluste zu vermeiden, und das Bestreben, das wünschenswerte Zukunftsbild aktiv zu verwirklichen.

Daraus entstehen Zielkonflikte, weil Krisenprävention, Identität, Sicherheit und Wettbewerbsfähigkeit nicht automatisch mit sozialem Ausgleich, Kooperation und ökologischer Transformation kompatibel zu sein scheinen. Wenn gesellschaftliche Akteure unterschiedliche Prioritäten setzen oder Menschen widersprüchliche Anforderungen erleben, drohen politische Reibungen und gesellschaftliche Polarisierung. Genau hier liegt aber auch eine Chance: Spannungsfelder können als produktive Polaritäten gestaltet werden, statt gegeneinander auszuspielen.

In mehreren Bereichen zeigt sich eine eher vorsichtige Veränderungsbereitschaft: Tradition und Sicherheit werden häufig betont, und auch beim Klimaschutz wird oft eine Abwägung zugunsten der wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit gefordert. Gleichzeitig wächst der Wunsch, Wachstum nicht allein anhand materieller Indikatoren zu definieren, sondern immaterielle Werte stärker zu gewichten.

Fortschritt kann im 21. Jahrhundert durch die Überwindung klassischer Gegensätze neu gestaltet werden: Offenheit für mehr kulturelle und soziale Diversität bedeutet nicht unbedingt einen Verlust der schweizerischen Identität. Mutige Massnahmen im Klimaschutz können die Wettbewerbsvorteile der Schweiz steigern. Grundlegende Lebensstiländerungen können das persönliche und soziale Wohlbefinden fördern. Staatliche Steuerung mit langfristigen Visionen kann das Unternehmertum bekräftigen. Sicherheit kann durch Veränderungen gewährleistet werden. Materieller Wohlstand steht nicht im Konflikt mit immateriellen Werten. Grundlegende Transformationen müssen auch Raum für die kurzfristige Problembewältigung geben.

Die identifizierten Polaritäten dürfen nicht als unüberwindbare Gegensätze betrachtet werden, sondern als Aushandlungs- und Schöpfungsräume für kreative gesellschaftliche Entwicklung.

6 Hoffnung und Klimawandel

Die ökologische Krise, die durch anhaltende globale Erwärmung und Umweltkatastrophen gekennzeichnet ist, stellt eine erhebliche Bedrohung für die Zukunft unserer Welt dar und gehört laut der aktuellen Ausgabe des Sorgenbarometers (2025) zu den stärksten Sorgen in der Schweiz. Da die dringenden ökologischen Herausforderungen nicht allein durch individuelle Anstrengungen bewältigt werden können, reagieren die Menschen auf diese Bedrohungen auf drei unterschiedliche Arten: 1) Verleugnung und Gleichgültigkeit, 2) Pessimismus und Verzweiflung und 3) gemeinsame Sorge und Hoffnung (Ojala, 2015). Die ersten beiden Optionen, Verleugnung und Verzweiflung, implizieren ein erhebliches Mass an Hilfs- und Hoffnungslosigkeit, was zu einem Teufelskreis und einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung führen kann: Je mehr Menschen an die Gleichgültigkeit und das mangelnde Engagement anderer glauben, desto mehr gehen sie davon aus, dass ihre Handlungen vergeblich sind, und halten sich von umweltfreundlichen Massnahmen zurück, wodurch sie immer mehr in Verzweiflung und Pessimismus verfallen. Unter diesen Umständen betonen Umweltwissenschaftler nun die existenzielle Rolle und Bedeutung der Hoffnung als motivierende Kraft für umweltfreundliches Verhalten. Umweltbezogene Hoffnung beinhaltet eine tiefe Sorge um die Umwelt, verbunden mit dem Glauben, dass nicht alles verloren ist und dass eine positive Veränderung hin zu einer nachhaltigen Gesellschaft und zur Regeneration der Umwelt noch möglich ist.

6.1 Hoffnung und Vertrauen in Bezug auf den Klimawandel

In der aktuellen Umfrage des Hoffnungsbarometers wurde untersucht, wie stark Menschen verschiedenen gesellschaftlichen Akteuren vertrauen. Darüber hinaus erfasste die Studie positive Neubewertungen als Bewältigungsstrategie: Dabei wird der Klimawandel als ernstes Problem anerkannt, zugleich werden ermutigende Entwicklungen und positive Trends wahrgenommen. Hoffnung entsteht demnach vor allem dann, wenn Menschen darauf vertrauen, dass sie selbst sowie andere Bürgerinnen und Bürger fähig und bereit sind, wirksame Massnahmen gegen den Klimawandel zu ergreifen. Gleichgültigkeit gegenüber Umweltmassnahmen hängt hingegen mit Strategien zusammen, die die Schwere des Klimawandels relativieren, etwa indem behauptet wird, das Problem sei übertrieben oder betreffe einen persönlich nicht; dies kann als unzulässige Bewältigungsstrategie verstanden werden.

Vertrauen in gesellschaftliche und politische Akteure

In Bezug auf das Vertrauen in andere werden drei wesentliche gesellschaftliche Akteure zur Bewältigung des Klimawandels betrachtet: (1) Forschung und Technik; (2) Politik; und (3) Zivilgesellschaft.

Zur Frage, ob Forschung und neue Technologien zur Verbesserung des Klimaproblems beitragen werden, ist die Bevölkerung gespalten (Abb. 32): 40 % der Befragten stimmen dieser Vorstellung zu, weitere 40 % glauben nicht daran.

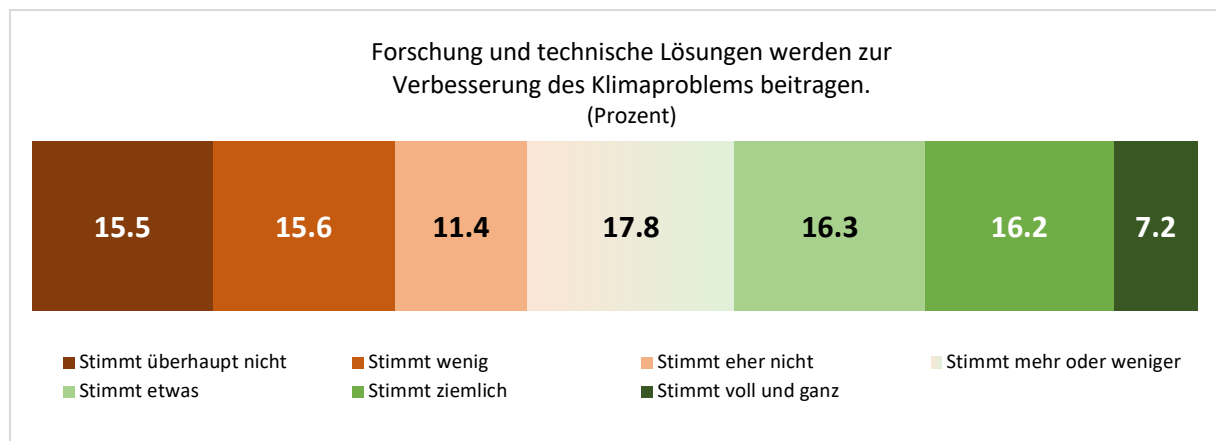


Abb. 32: Klimawandel – Vertrauen in Forschung und technische Lösungen

Etwas eindeutiger ist die mangelnde Überzeugung bei über 50 % der Bevölkerung, dass Politikerinnen und Politiker den Klimawandel ernst nehmen (Abb. 33). Lediglich rund 29 % der Bevölkerung vertraut diesbezüglich der Politik. Allerdings war es eine Mehrheit der Befragten selbst, die eine mutige Vorreiterrolle der Schweiz im Hinblick auf den Klimawandel ablehnte.

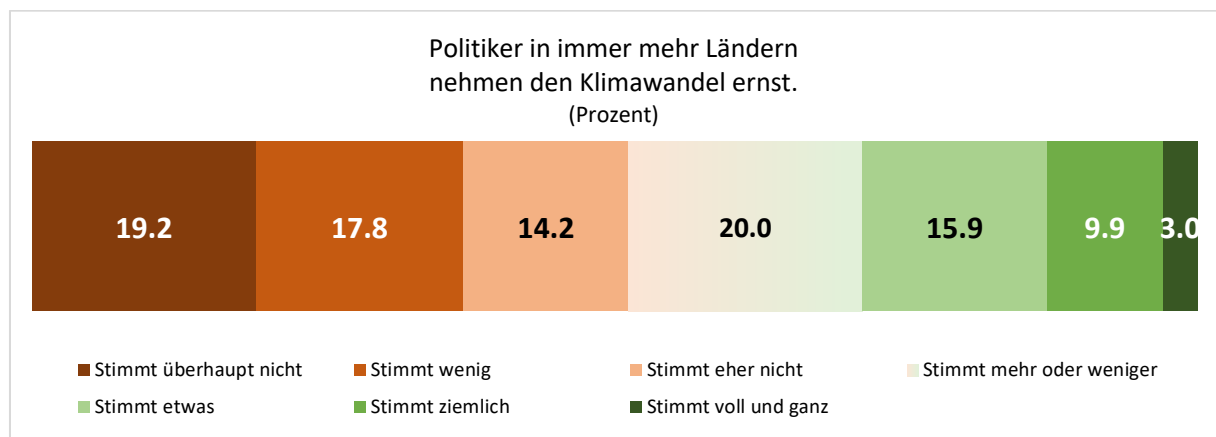


Abb. 33: Klimawandel – Vertrauen in die Politik

Bemerkenswerterweise glaubt mehr als die Hälfte der Befragten nicht, dass engagierte Menschen in Umweltorganisationen zur Lösung des Problems beitragen können (Abb. 34).

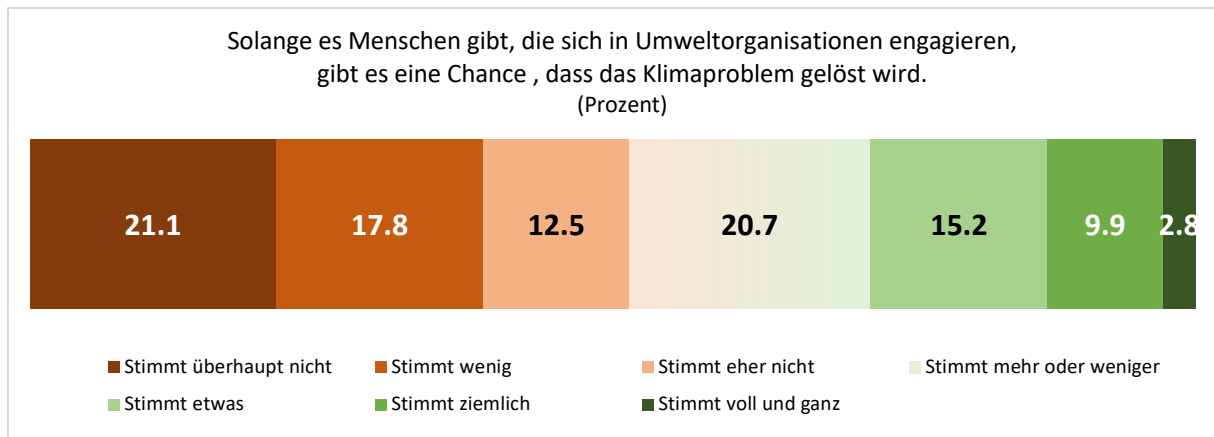


Abb. 34: Klimawandel – Vertrauen in Umweltorganisationen

Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit

Ganz anders ist das Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit und -bereitschaft. Auch wenn, wie im vorherigen Abschnitt erkannt, die meisten Menschen einem grundsätzlichen Wandel im eigenen Lebensstil und Konsumverhalten eher abgeneigt sind, glaubt die Mehrheit der Befragten, dass sie ihr Verhalten ändern und gemeinsam mit anderen den Klimawandel positiv beeinflussen können (Abb. 35).

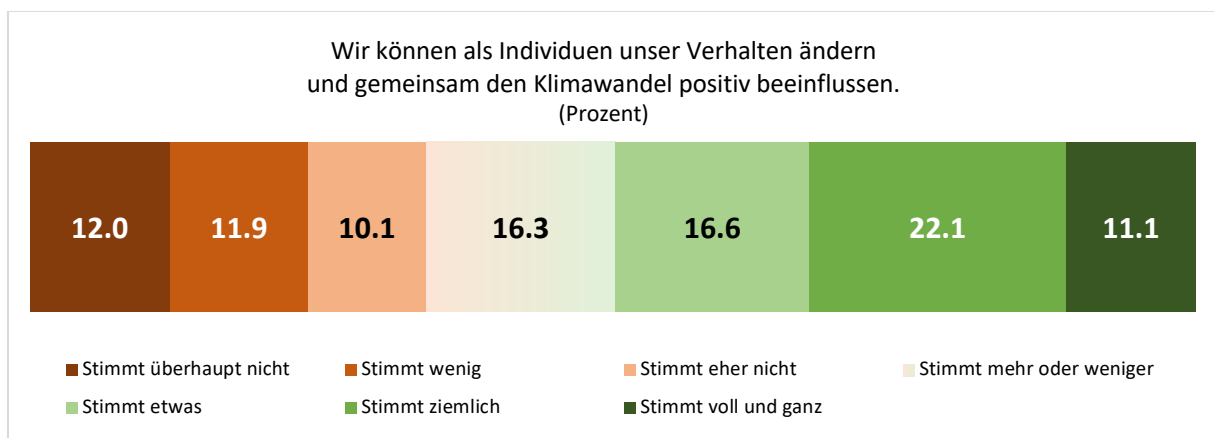


Abb. 35: Klimawandel – Vertrauen in das eigene Verhalten

Zudem glauben mehr als 60 % der Befragten, es gäbe eine Reihe von Dingen, die sie selbst tun können, um zur Verbesserung des Klimaproblems beizutragen (Abb. 36). Was Menschen tatsächlich bereit sind, zu tun, werden wir im kommenden Kapitel vertiefen.

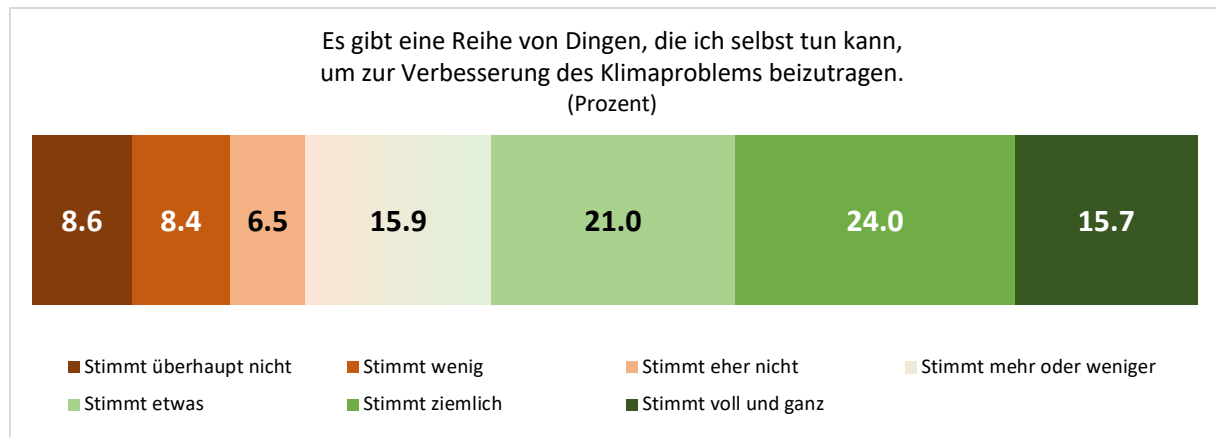


Abb. 36: Klimawandel – Vertrauen in eigene Massnahmen

Positive Neubewertung

Zu den positiven Entwicklungen gehören das zunehmende Bewusstsein für das Problem des Klimawandels sowie die Anerkennung seiner Dringlichkeit. Mehr als die Hälfte der Befragten ist sich über das zunehmende Bewusstsein für das Klimaproblem einig (Abb. 37).

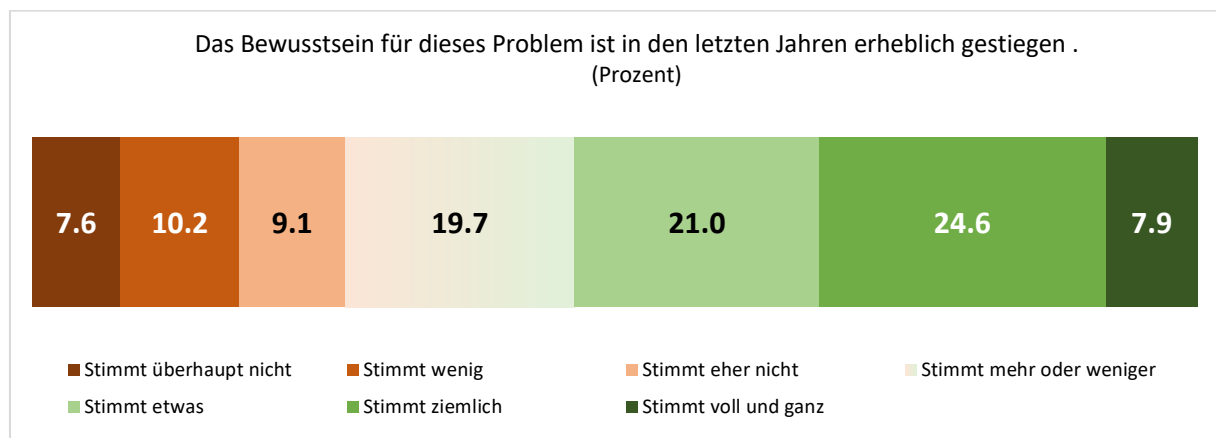


Abb. 37: Klimawandel – Gestiegenes Bewusstsein

Ebenso finden nahezu zwei Drittel der Befragten, dass wir Menschen letztendlich gezwungen sein würden, Klimaprobleme ernst zu nehmen und unsere Verantwortung zu übernehmen (Abb. 38). Aber scheinbar noch nicht jetzt. Auch wenn der Wunsch nach einer nachhaltigen Zukunft stark ausgeprägt ist, scheint die politische und individuelle Bereitschaft, radikalere Massnahmen dafür zu ergreifen, noch gering zu sein.

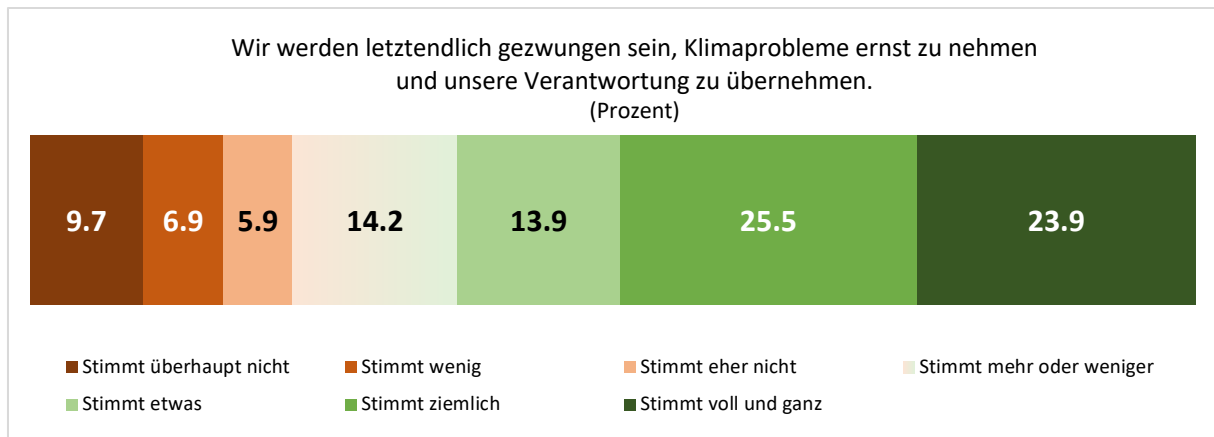


Abb. 38: Klimawandel – Dringlichkeit zur Verantwortung

Mehr als 40 % der befragten Personen konzentrieren sich kaum auf positive Nachrichten zum Klimawandel, wahrscheinlich weil es wenige davon gibt oder weil sie die Menschen nicht interessieren (Abb. 39). 27.6 % konzentrieren sich sowohl auf positive als auch auf negative Nachrichten.

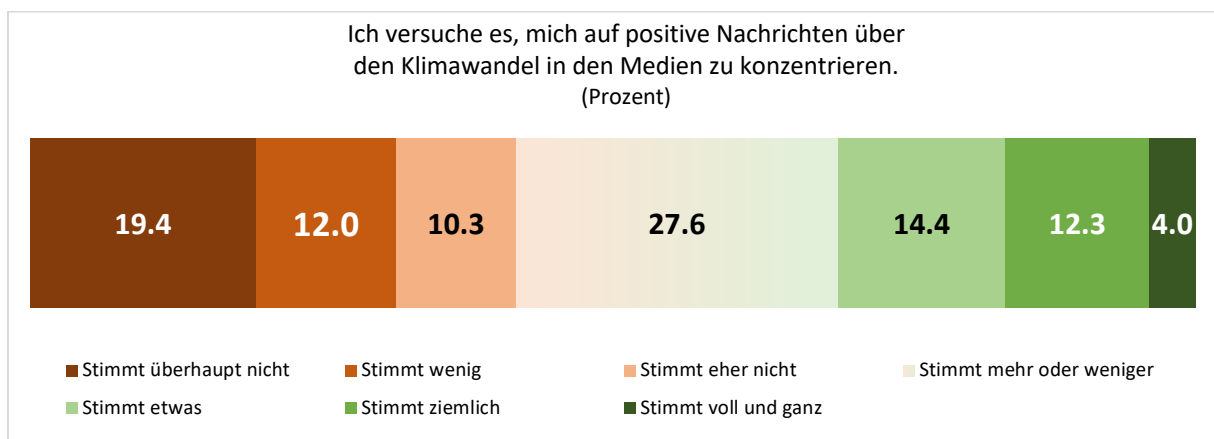


Abb. 39: Klimawandel – Positive Nachrichten in den Medien

Verleugnung

Manche Menschen entwickeln der Umweltproblematik gegenüber Strategien, die die Schwere des Klimawandels relativieren, indem sie das Problem als übertrieben darstellen oder es sogar leugnen.

Rund ein Drittel der befragten Personen in der Schweiz glaubt eher nicht, dass der Klimawandel ein so grosses Problem ist, wie es bestimmte Forscher behaupten. Mehr als die Hälfte stimmt dieser Aussage allerdings nicht zu (Abb. 40).

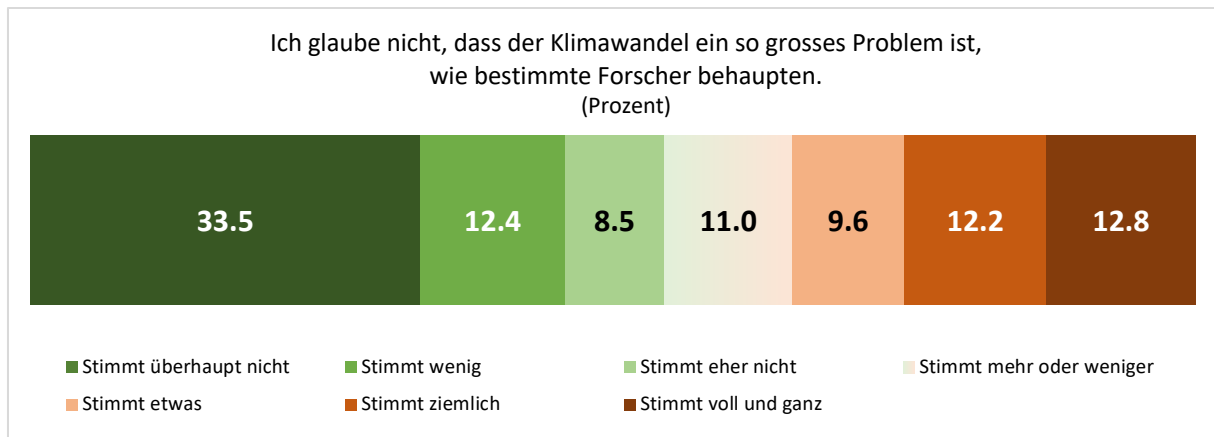


Abb. 40: Klimawandel – Verleugnung der Bedeutsamkeit

Nahezu zwei Drittel der Befragten zweifeln an der Klimaveränderung nicht und finden die Erderwärmung ebenfalls nicht gut (Abb. 41 und 42). Allerdings bezweifeln 22.6 % der Menschen, dass es überhaupt eine Klimaveränderung gibt, und finden es gut, dass die Sommer in der Schweiz wärmer werden.

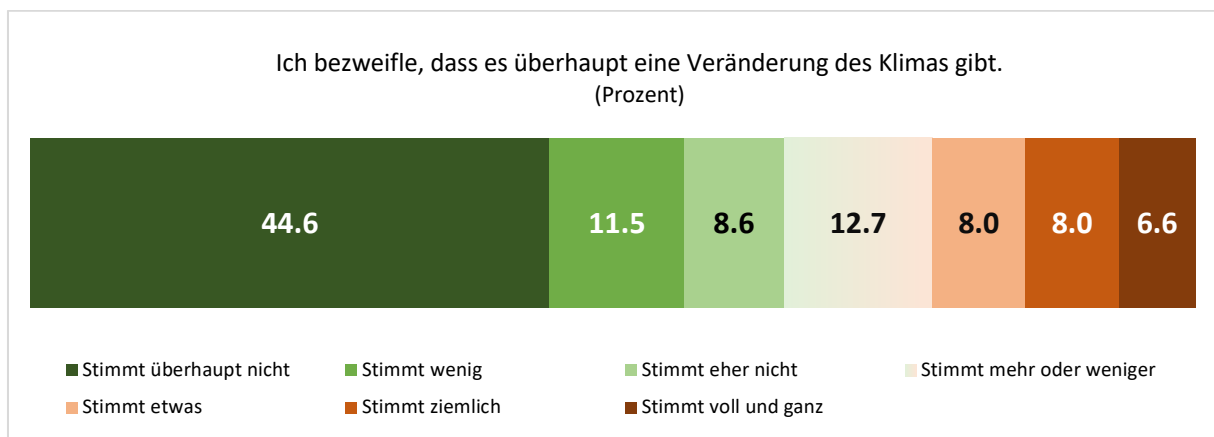


Abb. 41: Klimawandel – Verleugnung des Problems

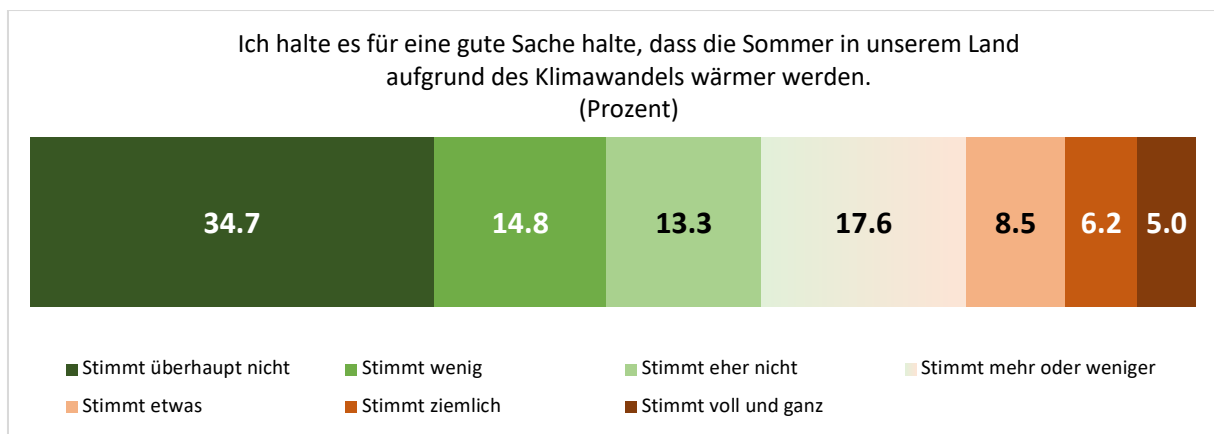


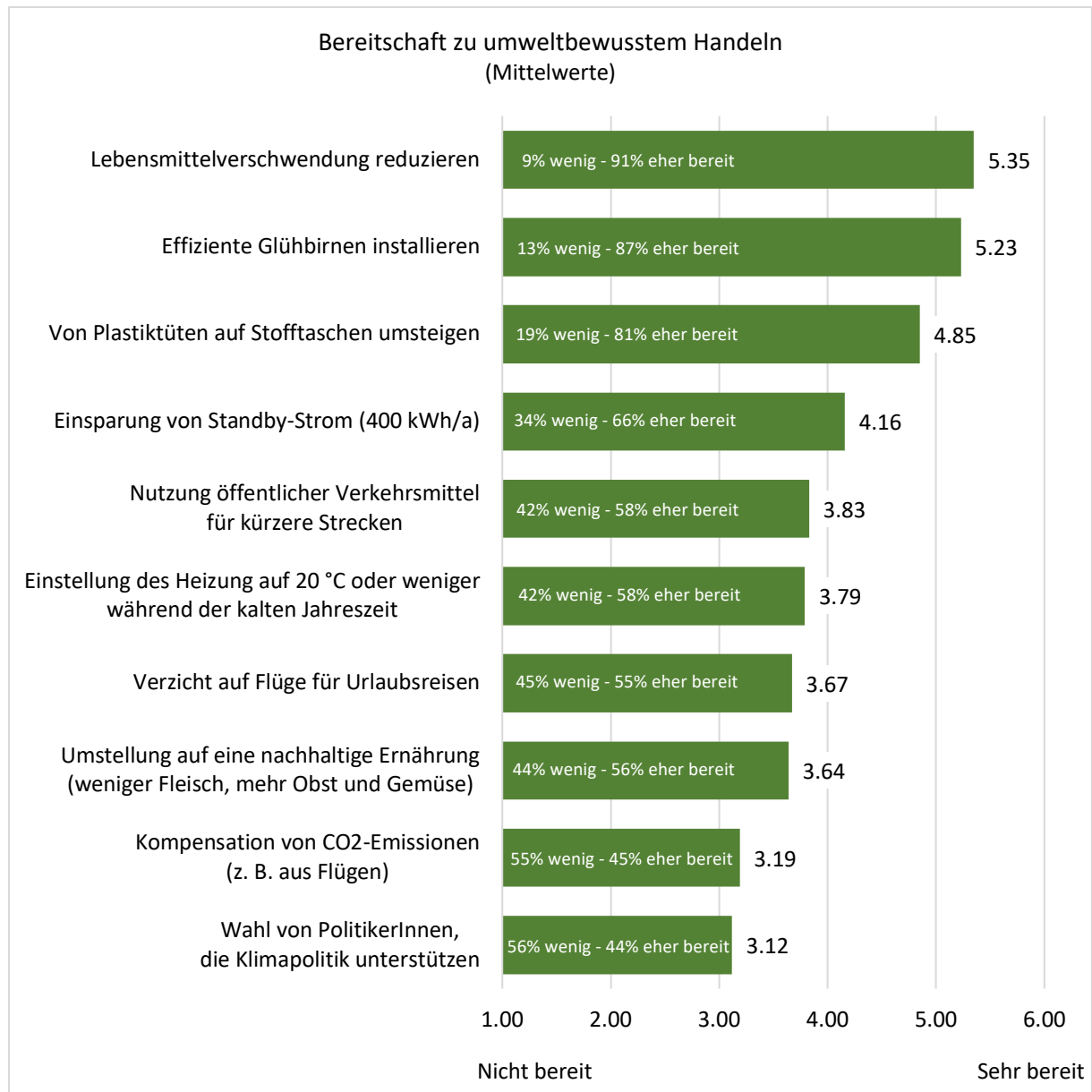
Abb. 42: Klimawandel – Verharmlosung des Problems

6.2 Bereitschaft zu umweltschonendem Verhalten

Um Hoffnungslosigkeit zu überwinden und Umweltbelange in praktische Massnahmen umzusetzen, ist es notwendig, dass alle Menschen in mehrfacher Hinsicht ein nachhaltiges Leben führen. Laut wissenschaftlichen Schätzungen verursachen private Haushalte fast 50 % der CO₂-Emissionen (Gore, 2015). Während politische Massnahmen und grosse Energieprojekte oft Jahrzehnte benötigen, um bestehende Infrastrukturen und Systeme zu verändern, können individuelle Verhaltensänderungen potenziell schneller und umfassender erfolgen. Eine geringere Abhängigkeit vom Auto kann beispielsweise sofort beginnen, während eine verbesserte Effizienz durch alternative Energiequellen erst über Jahrzehnte hinweg erreicht werden kann. Tiefgreifende Emissionsreduktionen erfordern jedoch Änderungen im Lebensstil der Personen, zu denen sie, wie wir zuvor gesehen haben, nur teilweise bereit sind.

In diesem letzten Kapitel betrachten wir eine Palette individueller Entscheidungen für einen Lebensstil zur Reduzierung der Treibhausgasemissionen (Cologna, 2024). Die Bereitschaft, umweltfreundliches Verhalten zu zeigen, wurde anhand von zehn Massnahmen bewertet, darunter „Reduzierung von Lebensmittelabfällen“, „Umstellung auf eine nachhaltige Ernährung“, „Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel“, „Einsparung von Energie“ sowie „Verzicht auf Flüge für Urlaubsreisen“.

Am meisten unterstützt werden Massnahmen, die nur eine geringe Anstrengung seitens der Einzelnen erfordern und nicht nur einen ökologischen, sondern auch einen ökonomischen Nutzen bringen (Abb. 43). Beispielsweise sind rund zwei Drittel der Befragten sehr und weitere 20 % ziemlich bereit, Lebensmittelverschwendung zu reduzieren und effizientere Glühbirnen zu installieren. Mehr als die Hälfte der Befragten würden sehr gerne, und weitere 20% ziemlich gerne, von Plastiktüten auf Stofftaschen umstellen. Zur Einsparung von Standby-Strom sind etwas weniger Menschen bereit. Während rund 50 % der Menschen dies befürworten, sind rund 20% dagegen kaum bereit. Weitere Massnahmen sind etwas umstrittener. Zur vermehrten Nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln, zur Reduktion der Heizungstemperatur, zum Verzicht auf Flüge für Urlaubsreisen und zur Umstellung der Ernährung sind weniger als die Hälfte der Menschen ziemlich bis sehr bereit (weitere 10 bis 20 % sind etwas bereit), und rund ein Drittel ist kaum oder überhaupt nicht bereit. Von der Mehrheit weniger Zustimmung erhalten die Kompensation von CO₂-Emissionen und die Wahl von Politikerinnen und Politikern, die eine nachhaltige Klimapolitik unterstützen.



Diese Massnahmen können zu einem nachhaltigeren und gesünderen Lebensstil beitragen. Wer etwas zum Wohle des Klimas und der eigenen Gesundheit tun möchte, muss sich daher darüber im Klaren sein, welche Lebensstiländerungen am wirksamsten sind. Laut einschlägigen Forschungsergebnissen tragen die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel (bis hin zu einem autofreien Leben), die Vermeidung von Flügen und die Umstellung auf eine vegetarische Ernährung am stärksten zur Reduktion des persönlichen Fussabdrucks bei (Wynes & Nicholas, 2017). Dagegen ist beispielsweise der Austausch von Glühbirnen im Haushalt achtmal weniger wirksam. Wichtig ist allerdings, dass sich das Bewusstsein und damit auch der Wunsch nach einem nachhaltigeren Lebensstil sowohl in Bezug auf die Umwelt als auch auf die eigene Gesundheit weiterverbreiten.

7 Schlussfolgerungen und Fazit

Das Hoffnungsbarometer 2026 zeichnet für die Schweiz ein Bild, das auf den ersten Blick in mehrfacher Hinsicht widersprüchlich wirkt – und gerade deshalb ernst genommen werden muss: Viele Menschen erleben ihr privates Leben als stabil und bewältigbar, zugleich wird das gesellschaftliche Umfeld deutlich kritischer beurteilt. Besonders das schwächere soziale Wohlbefinden – geringeres Grundvertrauen, ein brüchigeres Zugehörigkeitsgefühl und ein begrenztes Erleben gesellschaftlicher Wirksamkeit – ist ein Warnsignal: Gesellschaftlicher Zusammenhalt ist kein Nebenprodukt persönlicher Zufriedenheit, sondern eine eigene Ressource, die gepflegt werden muss. Hoffnung ist zwar weiterhin verbreitet, zeigt aber über die Jahre hinweg eine schleichende Erosion; das kann langfristig die Bereitschaft schwächen, Konflikte konstruktiv auszuhandeln und sich an gemeinsamen Lösungen zu beteiligen.

Damit wird auch klar, warum Polarisierung in Transformationszeiten so hartnäckig bleibt: Die Studie zeigt eine deutliche Lücke zwischen dem, was viele erwarten (Krisenbewältigung, sinkende Lebensqualität), und dem, was sie sich wünschen (eine kooperativere, sozial ausgewogenere und nachhaltigere Zukunft). Diese Spannung ist nicht nur ein Problem, sondern auch eine Chance – wenn Unzufriedenheit, Hoffnungsbereitschaft und verdeckte Spannungsfelder offen angesprochen werden, statt sie in moralische Lager („richtig/falsch“) zu übersetzen. Genau hier braucht es neue Lösungen, die nicht im Schwarz-Weiss-Denken verharren, sondern nachhaltigen Wandel ermöglichen, als kreative Verbindung scheinbar widersprüchlicher Ziele.

Die im Hoffnungsbarometer sichtbaren Polaritäten – etwa Leitkultur vs. Diversität, Standortwettbewerb vs. Mut im Klimaschutz, staatliche Steuerung vs. unternehmerische Freiheit, Wachstum vs. immaterielles Wohlbefinden, langfristige Transformation vs. kurzfristige Problemlösung – sollten als Gestaltungsräume verstanden werden. Solange jedoch ein überzeugendes „Neues“ nicht sichtbar und im Alltag erfahrbar wird, bleibt die Polarisierung bestehen: Dann dominiert das Bedürfnis nach Sicherheit, während Veränderung als Bedrohung erlebt wird. Zukunft braucht deshalb Attraktivität, nicht nur Notwendigkeit: ein gemeinsames Zielbild, das den Zugewinn an Lebensqualität, Sinn, Fairness und Stabilität konkret macht – und damit Hoffnung in Handlungsbereitschaft umsetzt.

Für die Schweiz kommt hinzu: Regionale und kulturelle Unterschiede (Sprachregionen, Staatsverständnisse, Medienpräferenzen) erfordern differenzierte Aushandlungsprozesse. Kollektive Entwicklungskonzepte müssen verschiedene Perspektiven integrieren, ohne dabei Konflikte zu verdecken. Das setzt Kooperationsfähigkeit voraus und einen Politikstil, der abwägt, erklärt und offene Debatten ermöglicht – gerade dort, wo „unpopuläre“ Schritte nötig sind. Visionsorientierte Ansätze können dabei die Innovationsdynamik bündeln: als Einladung an Wirtschaft, Wissenschaft, Zivilgesellschaft und Politik, gemeinsam an sichtbaren, messbaren Verbesserungen zu arbeiten (z. B. Klima-Infrastruktur, Bildung, sozialer Ausgleich, digitale Grundlagen für eine produktive Transformation). Hemmnisse wie Transformationsmüdigkeit, Bürokratie und Vergangenheitsorientierung müssen bewusst adressiert werden – durch Partizipation, Medienkompetenz, transparente Behandlung von Zielkonflikten und besser vernetzte Initiativen.

Ein zukunftsfähiges Szenario für die Schweiz beruht damit auf klaren Werten: Toleranz, Respekt und Fürsorge, ein harmonischeres Zusammenspiel von Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft, agiles Manövrieren zwischen Beständigkeit und neuen Herausforderungen, Erneuerung durch Bildung und ökonomischen Ausgleich – und einer Reform der Zielwerte, in der neue Kennzahlen für Lebensqualität und immateriellen Wohlstand ernsthaft neben oder anstelle des reinen BIP-Wachstums stehen. Der zentrale Schluss: Spaltung wird nicht durch das Vermeiden von Spannungen verhindert, sondern durch ihre bewusste Gestaltung – im konstruktiven Dialog, mit Mut zu kreativen Kompromissen und mit einem „Neuen“, das sichtbar genug ist, um Vertrauen zurückzugewinnen.

8 Kennzahlen zur Struktur der Studie

Methode:	Online-Befragung
Instrument:	Elektronischer Fragebogen
Grundgesamtheit:	Web- und E-Mail-aktive Personen aller Altersgruppen aus der Schweiz
Umfang:	Insgesamt 115 geschlossene und 9 sozio-demografische Fragen
Sample-Grösse:	5'197 Fragebögen ausgewertet (vollständig, korrekt und volljährige Teilnehmende)
Repräsentativität:	Breit abgestützte Umfrage durch die Zusammenarbeit mit 20 Minuten als Medienpartner sowie Präsenz auf diversen Sozialen Medien
Erhebungszeitraum:	01.11. – 10.12.2025
Leitung:	Dr. oec. HSG Andreas M. Krafft
Zitierweise:	Verwendung unter Quellenangabe gestattet

In den folgenden Tabellen finden sich die demografischen Verteilungen der befragten Personen in der Schweiz.

Sprachregion	Anzahl	%
Deutsch	2746	52.8
Französisch	2032	39.1
Italienisch	419	8.1

Geschlecht	Anzahl	%
Männlich	2752	53.0
Weiblich	2399	46.2
Diverses	46	0.9

Alter	Anzahl	%
18-29	183	3.5
30-39	563	10.8
40-49	864	16.6
50-59	1193	23.0
60-69	1355	26.1
70-79	731	14.1
80+	182	3.5

Ausbildung	Anzahl	%
Keine abgeschlossene Schulbildung	39	0.8
Pflichtschule / Volksschule abgeschlossen	222	4.3
Fach-(Real-)schule ohne Matura	272	5.2
Gymnasium mit Matura / Abitur	200	3.8
Berufsausbildung	1556	29.9
Höhere Berufsausbildung mit Diplom	1660	31.9
Universität / (Fach-)Hochschule	1248	24.0

Familienstand	Anzahl	%
Noch bei den Eltern lebend	82	1.6
Alleinstehend, Single, ledig	689	13.3
In einer Partnerschaft, aber getrennt lebend	282	5.4
In einer Partnerschaft zusammenlebend	968	18.6
Verheiratet	2334	44.9
Geschieden / getrennt	633	12.2
Verwitwet	209	4.0

Hauptbeschäftigung	Anzahl	%
In Ausbildung	64	1.2
Familien-, Hausarbeit, Kindererziehung	156	3.0
Teilzeit Erwerbstätigkeit	957	18.4
Vollzeit Erwerbstätigkeit	1981	38.1
Erwerbs- / arbeitslos	212	4.1
Rente (Alter oder IV)	1827	35.2

9 Literaturverzeichnis

Cologna, V., Berthold, A., Kreissel, A. L., & Siegrist, M. (2024). Attitudes towards technology and their relationship with pro-environmental behaviour: Development and validation of the GATT scale. *Journal of Environmental Psychology*, 95, 102258.

Eckersley, R., Cahill, H., Wierenga, A., & Wyn, J. (2007). *Generations in dialogue about the future: the hopes and fears of young Australians*. Canberra: Australia 21 Ltd. Melbourne: Australian Youth Research Centre, 2007.

Fink, A., Burmeister, K., Rammig, H. & Schulz-Montag, B. (2024). *Neue Horizonte 2045 – Missionen für Deutschland*. Herausgeber D2030.

Gore, T. (2015). Extreme Carbon Inequality: Why the Paris climate deal must put the poorest, lowest emitting and most vulnerable people first. Oxford Report: Oxfam International.

Keyes, C. L. (2002). The mental health continuum: From languishing to flourishing in life. *Journal of health and social research*, 43, 207–222.

Krafft, A. M., Guse, T., & Slezackova, A. (2023). *Hope across cultures: Lessons from the international hope barometer*. Springer Nature.

Krafft, A.M., Martin-Krumm, C. & Fenouillet, F. (2017). Adaptation, further elaboration, and validation of a scale to measure hope as perceived by people: Discriminant value and predictive utility vis-à-vis dispositional hope. *Assessment*, 1073191117700724.

Ojala, M. (2015). Hope in the face of climate change: Associations with environmental engagement and student perceptions of teachers' emotion communication style and future orientation. *The Journal of environmental education*, 46(3), 133-148.

Stewart, C. (2002). Re-Imagining Your Neighborhood: A Model for Futures Education. In G. Gidley & I. Inayatullah, S. (Ed.). *Youth futures: comparative research and transformative visions*. London: Greenwood Publishing Group, 187-196.

Wynes, S., & Nicholas, K. A. (2017). The climate mitigation gap: education and government recommendations miss the most effective individual actions. *Environmental Research Letters*, 12(7), 074024.

Bücher zum Hoffnungsbarometer

